

Sür Feierstunden

von Dr. Mathilde Ludendorff

Für Feierstunden

Eine Sammlung von Aufsätzen

von

Dr. Mathilde Ludendorff

19  37

Ludendorffs Verlag GmbH., München 19

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung,
behält sich der Verlag vor / *Printed in Germany*

Druck: Ludendorff-Druckerei, München 2

I n h a l t s , A b e r s i c h t :

	erschieden in:	Seite
1. Ein Gedenken an unsere Ahnen		
Die heiligen Quellen der Weisheit	D.M.G.	5
Auferstehen	H.D. 9/29	14
Die Weisheit unserer Ahnen über das Weib und seine Bestimmung	Jw. 31	18
Der Deutsche König im freien Volke	H.D. 2/29	29
Das heilige Sterben überzeugung- treuer Ahnen	H.D. 3/29	34
2. Ein Gedenken an die Entwurzelung durch Christenlehre:		
Eine seltsame Begebenheit	H.D. 2/29	40
Vondenzwei Vögelein u. ihrem Schicksal	H.D. 12/33	47
Artfremd und arteigen	Jw. 33	50
Die sogenannte „christliche“ Kunst	H.D. 3/37	58
Rasse und Kunst	H.D. 22/34	70
3. Unser Gotterkennen und seine Moral:		
Verbrecherische Fesseln	H.D. 10/30	80
Heilige und wahllose Treue	H.D. 14/30	93
Giftgasnebel über den Landen	H.D. 2/31	104
Die Schuld auf unbeugsamen Schultern	H.D. 4/29	120

Abkürzungen: H.D. = „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“,
 Jw. = „Tannenbergs-Jahrweiser“, D.M.G. = „Des Menschen Seele“;
 die Zahlen bedeuten die Folge und den Jahrgang.

1. Ein Gedenken an unsere Ahnen

Die heiligen Quellen der Weisheit

Eine Sinndeutung

Der Deutsche sieht in den Taten seiner Helden und heldisch gesinnten Frauen ein Vorbild zum Gutsein und lieft die Bildschrift Gottes in allen großen Werken schöpferischer Deutscher. Nie wird er sie alle, nie das einzelne Werk „Edda“ zur „heiligen Schrift“ vergotten wollen, wie es die Juden tunc Er meide diese undeutsche Fährnis!

Doch neben dieser großen Gefahr steht eine andere, die Edda ganz gründlich zu unterschätzen. Denn die meisten sind unfähig geworden, den tiefen Sinn eines ihrer mythischen Bilder zu enträtseln. Unser blindes, undeutsch gewordenes Volk ist die Sprache der Juden gewohnt und geht an all diesen Worten achtlos vorüber! Jedes dieser Gleichnisse hat vielgestaltigen Sinn, einen kosmischen Sinn, einen Sinn für das Schicksal des Volkes, einen für das der einzelnen Seele. Der tiefste Sinn aber aller eddischen Gleichnisse kündet das Wesen des Gotterlebens.

So mag denn eine Deutung des Welteschengleichnisses aus dem Werke „Des Menschen Seele“ Wegweiser zum Deutschen Gotte sein, den dies Buch in die Wirrnis der Weltenwende stellt.

In Gylfaginning kündet der dreieine Gott dem weisheit-ersehenden Wandermut:

„An der Esche, die Weltenbaum heißt, ist der Götter vornehmste und heiligste Stätte. Sie heißt auch Heilträgerin, Schreckbringerin. Diese Esche ist aller Bäume größter und bester; ihre Äste breiten sich über die ganze Welt und ragen über den Himmel hinaus. Drei Wurzeln halten den Baum aufrecht und erstrecken sich überaus in die Breite: die eine zu den Äsen, die andere zu den Eisriesen, wo vormals das Nichts, die gaffende Gähnung klappte, die dritte aber ragt über Rebelheim hin. Unter dieser liegt der Brunnen Springkessel. Der Reidwurm Niedertracht benagt sie von unten. - Und soviel Schlangen haufen im Springkessel beim Reidwurm, daß keine Zunge sie zu zählen vermöchte. Unter der zweiten Wurzel aber, die zu den Eisriesen reicht, steht ein Brunnen, darin Weisheit und Vernunft verborgen sind, und der heißt Míme, das heißt Ich-selbst oder auch Erinnerung, der diesen Brunnen besitzt. Er ist voller Weisheit, weil er das Wasser dieses Brunnens aus dem Gellerhorne trinkt. Einst kam Walbater zu Míme, das will heißen zu sich selbst, und bat um einen Trunk aus dem Brunnen Erinnerung, aber der konnte ihm erst gewährt werden, als er sein eines Auge zum Pfande gab, so wie es heißt in dem Liede von der Seherin Geficht:

Alles ich weiß, ich weiß, wie dein Auge
Du, Wotan, verleihest um lautere Weisheit!
Erinnerung morgendlich trinkt nun den Met
Aus Walbaters Auge, - Wißt Ihr davon?

Die erste Wurzel der Esche aber erstreckt sich über den Himmel und unter ihr ist jener Brunnen gelegen, der der heiligste ist und Brunnen der Urda, das ist des Werdens, oder des Anfangs oder der Wurt heißt.“

Was aber will dies besagen?

Die Welt-esche ist das Gotterleben in der Menschheit

Sie ist das „Bornehmste und Heiligste“ im Weltall. Die Äste dieses besten aller Bäume erstrecken sich über die ganze Welt und ragen über den Himmel hinaus. Oder mit anderen Worten: das Gotterleben der bewußten Seelen, der Menschen, birgt alle nichtbewußte Gotterrscheinung, also das gesamte Weltall in sich. Diese Weisheit faßten wir in unserer Schöpfungsgeschichte in die Worte: „Aller göttlicher Wille, der im Weltall offenbart ist, erscheint auch in der Menschenseele, sie ist daher weltumspannend ein Mikrokosmos“. Drei starke Wurzeln, so kündet die Edda, halten dies Gotterleben in der Menschenseele aufrecht, sie führen nach Rebelheim, Riesenheim und Asenheim, also zu den dämonischen Naturgewalten, zu den Urgeschlechtern der Vergangenheit und zu dem Geschlechte „göttlicher Artung“. Es konnte also das Gotterleben der Menschenseele feste Wurzeln fassen dank der Scheu vor den Naturgewalten, dank dem Erberinnern an die Vorzeiten und dem leuchtenden Vorbilde und der Verehrung von Wesen „göttlicher Artung“.

So schöpft die Gotterkenntnis aus drei art-ungleichen Quellen, die unter diesen Wurzeln liegen, und in tiefer Weisheit werten die Ahnen sie sehr verschieden. Die eine erkennen sie als unvollkommen, die zweite ist heilig, die dritte aber die heiligste. Unter der ersten Wurzel, die zu dem Rebelheime führt, ist der Brunnen Hwergelmir-Springtessel. Er liegt an der einzigen Wurzel, die selbst unsagbar gefährdet ist, denn der Neidwurm Nidhogg-Niedertracht benagt sie immerwährend von unten. Was Wunder da, daß in diesem Quell mehr Schlangen wimmeln, „als unkluges Asen-volk ahnet“, wie dies die Wala an anderer Stelle kündet. Tiefe philosophische Weisheit erkennt hier, was keine andere Religion der Vergangenheit in dieser Klarheit gesehen

hatte. Unsere Gotterkenntnis befaßte sich eingehend mit der Beleuchtung und Begründung der ungeheuren Verderbnis, die Angst und Scheu vor den Naturgewalten, die Dämonenfurcht und Dämonenkult dem Gotterleben der Menschheit brachten (s. „Triumph des Unsterblichkeitwillens“). Furcht vor Tod und Leid nannten wir dort die älteste aber unlauterste Quelle der Gotterkenntnis. Die Schlangen, die in diesem Quelle wimmeln, waren im Lichte unseres Schauens Lust-Unlust und Zweckverwebungen der genialen Wünsche, Lohnverheißungen und Strafandrohungen und die Verkündung einer ewigen Seligkeit nach dem Tode. Wir wandten uns gegen den unheimlichen Irrtum, als sei solche Art des Gottlebens eine Vorstufe der „vollkommenen Liebe“, die Gott lebt, ohne Zweck damit zu verbinden. Wir wußten, es wimmeln die Schlangen in der Quelle, und der Trunk aus ihr führt nicht zu Gott hin, sondern mehr und mehr von Gott weg, mehr und mehr in die Hörigkeit des Neidwurmes, welcher der Feind des Göttlichen ist, und die Wurzel der Weltenecke benagt. Wir sehen uns also in wunderbarem Einklange mit der Weisheit unserer Ahnen, die sehr zum Unheil unseres Volkes ein Jahrtausend verstummen mußte, um einem Händler-Vertrage mit Gott Platz zu machen, der Strafen und Gebote an Stelle des freien Willens einführte. Dem „unflugen Affenvolke“ (Edda) gleich, sah über ein Jahrtausend lang unser Volk nun nicht mehr Schlangen in der Quelle wimmeln. Nur in wenigen Seelen sehen wir heute noch jene wunderbare innerste Freiheit von dem Brunnen „Springkessel“, von der Dämonenfurcht, die anstatt eines Stammelns um Vergabung vertrauensvolle Artgemeinschaft mit Gott und kraftvolles Vollbringen des Guten lebt, wie es die Edda atmet. Die zweite Quelle der Gotterkenntnis in der Menschenseele wird von der Edda

„heilig“ genannt. Ihr Wesen aber wird in wenige Worte gefaßt, von denen jedes einzelne wichtig und erschütternd weise ist. Dieser ungleich wertvollere Born liegt unter der Wurzel, die über das Nichts-Sinnungagab, die gaffende Sähnung, zum Riesenheime führt. Dies Nichts-Sinnungagab, war, wie sie lehrten, vor der Schöpfung. Somit führt also diese Wurzel über alle Stufen der Weltenschöpfung, über alle Vorzeit der Menschen zu dem Vorgeschlechte, den Eisriesen hin. Daher denn auch der Name dieses Brunnens „Erinnerung“ heißt. Es wußten also unsere Ahnen, daß das Erberinnern vergangener Weltepochen, welches von Geschlecht zu Geschlecht im Unterbewußtsein weiter getragen wird, unser Gotterkennen befruchtet. Es wußten unsere Ahnen, daß all die phantastischen Mythen, die sie erfannen, aus dem Erberinnern geboren wurden. In dem Werke „Triumph des Unsterblichkeitwillens“ führte uns das Sinnen über die Tatsachen der Entwicklungsgeschichte und der Vergleich mit den großen religiösen Mythen (der Schöpfung, des verlorenen Paradieses und der Wiederkehr) zu der Tatsache einer völligen Übereinstimmung beider. Aus dem Erberinnern der Seele sahen wir sie entstanden und treffen hier die gleiche Weisheit unserer Ahnen, die wir zuvor in ihrer Tiefe wohl kaum hätten deuten können. Der Name des zweiten, des heiligen Bornes „Mime“ heißt aber nicht nur Erinnerung, sondern auch „Ich selbst“, und somit lehrt die Edda hier wie anderwärts: Selbsterkenntnis, Lauschen auf die innerste Seele ist heilige Gotterkenntnis, Gotterleben in der eigenen Seele ist Gottoffenbarung. Eine stolze gottbewußte Weisheit, die sich gar wohl mit unserer Gottoffenbarung deckt.

Tief ist die wunderbare Einsicht unserer Ahnen, welcher Quelle ihre eigene Religion entnommen ist; sagt sie uns

doch: der Ase hat um einen Trunk aus dem heiligen Quell Mimir. Nicht zum Springkessel schritt er hin, dem schlangen-verseuchten, sondern er wählte den zweiten, heiligen Brunnen und so hoch schätzte er die Weisheit, die dieser birgt, daß er die Forderung erfüllt, daß er sein eines Auge opfert. Welch eigenartige, erstaunliche Kunde: der Ase opfert sein eines Auge, um dieses Trunkes willen! Tiefste symbolische Verschleierung birgt hier noch die philosophische Erkenntnis, die, ihres Gewandes entkleidet, den wertvollsten Kern der Vedenlehre, der Gottlehre der Blutverwandten Under, ausmacht. Der Ase, der den Blick nach der eigenen Seele und Erinnerung gewandt hat, sieht als Einäugiger mehr, als er je zuvor an Weisheit erblicken konnte, als seine beiden Augen der Erscheinungswelt zugewandt waren. Blendwerk, Māja, ist die Erscheinung, weit eher geeignet den Menschen zu verwirren, als zur Weisheit zu führen, dies ist die Lehre, die der Ase durch sein Vorbild gibt, so wie er sich auch selbst erhängte, um den Menschen das Vorbild der Selbsterlösung zu geben. Die wunderbare Wirkung auf Mīme selbst, der nun nicht mehr aus dem Sellerhorne, sondern aus dem Gottesauge allmorgendlich seinen Trunk trinkt, kündet das Wunder der Selbstschöpfung (siehe diese). Die zum Gottgleichnis umgeschaffene Seele trinkt ihr Wissen vom Gutsein nicht mehr aus dem Gewissen, dem Sellerhorn, sondern aus der Gottoffenbarung selbst.

Jedes Wort der Brunnenlehre der Ahnen wiegt schwer, jedes will beachtet werden, zumal in unseren Tagen. Wir stehen heute in einer Zeit, in der die Vernunftüberschätzung und die Wissenshöchstwertung überwunden ist. Aber die Menschen scheinen das klare Licht der Weisheit nie zu ertragen. Haben sie sich glücklich aus dem Dämmerlichte eines Irrtums gerettet, so flüchten sie blitzschnell aus der

sie blendenden Helle in die Schatten eines neuen Wahnes. Schon heute sehen wir die Anzeichen, daß sie gewillt sind, nun eine Zeitepoche der Vernunft- und Wissensunterschätzung zu schaffen. Deshalb werfen sie denn so gerne und leichtfertig den Wunderbau unserer Wissenschaft über die Schulter und möchten mit leeren Händen zur Edda zurückschicken, weil diese tiefe Weisheit birgt, anstatt die herrliche Einheit von Wissenschaft und Gottglauben, von Weisheit und Vernunft endlich zu erleben, für die unsere Zeit nach weiten Wegen, nach gewaltigen Geistesstaten der Forscher reif geworden ist, als einer lange gehofften, von unseren Ahnen lange verkündeten Zeit der Erfüllung. So sei denn all jenen neuen Irrlehrern und Verächtern des herrlichen, gewaltigen Baues unseres Wissens das Wort der Edda selbst zugerufen: Der Brunnen Míme birgt Weisheit und Vernunft! Einung von Gotterleben mit philosophischem und naturwissenschaftlichem Erkennen erst bringt die tiefste Gotteinsicht! Welcher andere Gottglaube hätte je früher solche Wahrheit erkannt?

Doch das Gotterleben der Seele, die das Bildgleichnis von der Weltenesche schuf, reichte weiter als diese Einsicht. In ihr lebte ein Wissen von einem dritten, heiligsten Brunnen, der unter der Wurzel liegt, die zu dem Geschlechte göttlicher Artung führt. Das Wissen um einen solchen heiligsten Brunnen, aus dem Wotan nicht den Trunk bat, ist also die Erkenntnis der Grenzen der eigenen religiösen Wortgestaltung. Dies setzt ein Über-sie-selbst-erhaben-sein voraus in dem gleichen Sinne, wie Kant über die Vernunft erhaben war, damals, als er ihre Grenzen der Erkenntnis schaute. Dieser dritte und heiligste Quell muß zur letzten Einsicht führen. Er birgt die Vollendung des Gottschauens, und des Brunens Name ist „Urda oder des Werdens, oder des Anfangs, oder der Wurt“. Es war also nicht Goethe,

der, wie wir (s. „Triumph des Unsterblichkeitwillens“) in Unkenntnis der Welteschenlehre wähten, als erster ahnte, daß in der Lehre des Werdens das heilige Rätsel des Lebens verborgen liegt. Unsere Ahnen wußten dies schon. Ohne Kenntnis dieser wundertiefen Lehre von der Weltesche und den Quellen des Gotterlebens, deren Sinn sich uns erst nach unseren Erkenntnistwegen in dem Werke „Triumph des Unsterblichkeitwillens“ enthüllt, trank unser Gott-sehnen aus dem Brunnen Mime. Aber zum ersten Male, seit Menschen auf dieser Erde leben, konnten wir aus Weisheit und Vernunft schöpfen. Abgedrängt von dem Gott-ahnen der Voreltern, hatte unser Blut in dem letzten Jahrtausend in ernstem Forschen die Erscheinungswelt bis an die Grenzen der Vernunft erkannt. Es hatte uns die Gesetze des Seins und Werdens als wunderbaren, geschlossenen Bau vor Augen geführt. An die Stelle phantastischer Mythen trat jetzt ein Schauen des Aufstieges von den unsterblichen Lebewesen zum Menschen, und als heilige Flamme leuchtete nun der Sinn dieses Weges über all dem Werden und Vergehen (siehe „Triumph des Unsterblichkeitwillens“.)

Aber die Flugkraft dieser Weisheit hatte uns auch unmerklich hinübergetragen zu jener dritten, heiligsten Quelle der Gotterkenntnis, zu dem Brunnen des Anfangs, oder der Wurt. Er aber schenkte uns das Schauen der Schöpfung von dem Erscheinen des Urnebels bis hin zum Werden des Menschen. Keine Stufe, auch nicht die geheimnisvollste, die das erste Lebewesen werden ließ, blieb verborgen, und wenn wir hinüberblickten zu den Erkenntnissen des Wissens, so sahen wir diese im Einklange stehen mit unserem Schauen (s. „Schöpfungsgeschichte“). Wie hat sich also das Ahnen unserer Voreltern bewahrheitet, die den Brunnen der Wurt die reinste Quelle der Gotteinsicht nannten!

Ihr erhabenes Gotterleben aber, das wir als heiliges Erbgut in unserer Seele tragen, hat unserem Gottsehn Kraft geschenkt, ohne daß wir ihre Wortgestaltung der Weisheit damals kannten. So grüßen wir über die Jahrtausende hin ihr Schauen und fühlen uns heimgekehrt zum Deutschen Gott mit reichen Schätzen der Weisheit, die niemand der undeutschen Mitwelt so tief mit uns zu erleben vermag, als unsere Ahnen es wohl vermocht hätten.

Auferstehen

Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben,
An' deines Volkes Aufersteh'n.
Laß diesen Glauben dir nicht rauben,
Trotz allem, allem, was gesch' n.
Und handeln sollst du so, als hinge
Von dir und deinem Tun allein
Das Schicksal ab der Deutschen Dinge
Und die Verantwortung wär dein!

Joh. Gottl. Fichte.

An der Weltenesche, so sagte der Mythos unserer Ahnen, sind drei heilige Quellen, aus denen die Menschenseelen ihr Gotterkennen und Gotterleben schöpfen. Sie sind ungleichwertig, und „die heiligste unter ihnen ist der Brunnen der Urd, das ist des Werdens oder Anfangs.“

Wir haben den unerschöpflichen Reichtum und die Tiefe dieses Mythos der Weltenesche und ihrer drei Brunnen der Gotterkenntnis in diesem Buche gedeutet, dabei aber auch betont, daß der Reichtum dieser Bildgleichnisse der Ahnen vor allem darauf beruht, daß es auf das Gotterleben der Einzelseele, des Volkes, der Menschen aller Zeiten und des gesamten Weltalls der Erscheinungen gleich zutreffend ist, und deshalb jeder Stufe der Gotterkenntnis der einzelnen Seele viel zu geben weiß.

Der heiligste Quell, der Urdborn, der das Werden und Vergehen aller Dinge in sich birgt, hat nach dem Mythos der Ahnen nicht nur selbst das reinste, lauterste Wasser, sondern „alle Dinge, die da hineinkommen, werden heilig und so rein, wie das Häutchen unter der Eischale.“

Alles Werden, vor allem auch das Wunder der Zeugung des Menschen, war unseren Ahnen also nicht nur heilig und rein an sich, sondern heiligte auch den Menschen, daß er so rein ward wie das „weiße Häutchen unter der Eischale“. Wie fern ist unser Volk in den tausend Jahren Christentum diesem Worte des Werdens gerückt, seit es auf manch sonderbare Lehren lauschte, die unkeusche Verkommenheit bergen, ja von der Unreinheit der Sinne und von Befleckung reden.

Mögen immer auch alle die übrigen Völker, gewöhnlich vom Christentum verächtlich die „Naturvölker“ genannt, die nicht aus der Einheit von Rasseerbgut und Gott-erkennen gerissen wurden, in ihrer Reinheit des Sinnenlebens unvergleichlich höher stehen als alle die schon seit ihrer Bekehrung triebentarteten Christenvölker, keinem Volke von all denen, die in ihrem artgemäßen Glauben stehen, ist die Heiligkeit des Werdens so bewußt, wie sie es einst den nordischen Völkern, vor allem unseren Ahnen war. Wie mag dies zu deuten sein?

Können wir wohl ohne sträfliche Rasseverleumdung sagen, daß unser Blut gar ernste Gefahren in seinem Erbcharakter drohen sieht, so können wir auch ohne die ebenso sträfliche Rassevergottung sagen, daß die Gemüdstiefe, die Innerlichkeit, gepaart mit der Tatkraft und dem Stolge, unser Blut zur tiefen Gotterkenntnis befähigt, und hieraus erklärt sich auch die gottnahe Erkenntnis der Heiligkeit des Werdens, die wir in diesem Blute klar bewußt fanden, solange es nicht christlich wurde, und die in allen starken Persönlichkeiten auch niemals durch fremde Lehren zu erschüttern war. Aber die Tiefe der Gotterkenntnis und die tiefe Einsicht in die Heiligkeit der Geheimnisse des Urdorns: des Werdens und Vergehens, wurde bei den nor-

dischen Völkern auch durch die Natur selbst so sehr gefördert. Die Natur mit ihrem nordischen Winter, Frühling, Sommer und Herbst lebt diesen Menschen das sichtbare Gleichnis alles Werdens und Vergehens vor. Die Natur lockt hier selbst zum Urdborne und seinen Geheimnissen hin, ja sie redet immerwährend von dem Werden und Vergehen. Den Bewohnern der Tropen ist dies nicht gewährt, die immer grünen Bäume, die immer blühende Pracht, die Früchte zu jeder Jahreszeit verschleiern eher das stete Werden und Vergehen der Erscheinungen. Wie eindringlich mahnt die Nordlandschaft an des Todes tiefen Sinn, an des Todes stete Gegenwart. Wie eindringlich hütet des Winters Not und Strenge den Lebensernst, den Kampfeswidertrag, die Beharrlichkeit im Ringen und die Hoffnung auf ein neues Leben und Götterleben.

Wie hütet der Lenz das Wissen um das Auferstehen! Mag es im Einzelnen nun noch verwoben sein mit den Hoffnungen auf persönliches Fortleben, mag es sich geläutert haben zu dem Wissen um das Auferstehen des eigenen Volkes und vor allem des Götterlebens im Volke, nirgends kann die Natur diesem Erleben so wundertiefes Echo bieten, wie eben in des Nordländers Heimat, wie vor allem in unseren Deutschen Landen.

Osterfest, das Fest des Werdens, des Auferstehens, ist das jubelnde Fest der Hoffnung nach Wintersnot und wird mit jedem Jahre des Lebens tiefer und herzinniger von Deutscher Seele erlebt. Hat das Deutsche Volk erst den blutfremden Glauben an das Sühneopfer und den Sühnetod eines Unschuldigen ganz aus seinem Denken gewiesen, weiß es ganz klar, wie entsetzlich Deutschem Erbgute die Vorstellung wäre, sich durch die Qualen eines Unschuldigen von den Auswirkungen der eigenen Taten befreien zu

lassen, und wie entsetzlich erst der Gedanke ihm wäre, daß ein solches Opfer von einem Gotte anerkannt und gutgeheißen wird, dann erst kann uralte, heilige Osterafreude in seine Seele ziehen. Dann erst erleben wir auch den innigen Einklang des Jubels der Natur über das heilige Geheimnis des Urdbornes, über das Werden.

Wir wollen an diesem Feste keine Befreiung von unseren Fehlthaten durch die Qualen eines Unschuldigen, und nun erst spricht die unendlich zarte Reinheit und Schönheit des Deutschen Frühlings ganz zu uns. Wenn wir durch zartgrünende Birkenhaine schreiten, das lichte Laub im leisen Winde zittert, und sein zartes Schattennetz auf hellem Waldgrün spielen läßt, wenn die weißen Birkenstämme ihr junges, leuchtendes Osterakleid angelegt und die ersten zarten Blumen wie mit Kinderstimmen leise das Wunderlied der Sommerblüten, das Lied leuchtender Blütenpracht, das Liebelied der Blumen singen, dann erleben wir das Deutsche Osterafest in seiner ganzen Schönheit.

Unsere Ahnen sagten ihren Kindern, nun schreite die jugendlich schöne Ostera in lichthem Gewande leichtfüßig über die Blumenwiesen und durch die Wälder und berge für sie da und dort unter den Büschen das Sinnbild der Fruchtbarkeit und des Werdens. Armen, entwurzelten Kindern, im Fremdglauen auferzogen, wurde die Verstümmelung dieses Mythos gelassen. War die Ostera-Asin zur Teufelin geworden, so erzählte man den Kindern von dem Oster-Hasen und ließ ihn die Gaben unter den Büschen spenden, ließ nichts mehr verlauten von dem tiefen Sinne dieses alten Auferstehungsfestes unseres Blutes und von dem dichterischen Zauber seiner Gestaltung.

Die Weisheit unserer Ahnen über das Weib und seine Bestimmung

Wenn einmal die Weltgeschichte rückblickend unsere gewaltige Zeit nach dem Weltkriege, die äußerlich betrachtet den furchtbarsten Verfall eines zuvor freien, machtvollen Volkes bedeutet, kennzeichnen will, so könnte sie sehr treffend das alte Deutsche Sprichwort über die Geschichtsepoche setzen: „Die Sonne bringt es an den Tag.“ Denn während im öffentlichen Leben zersetzende Fäulnis um sich griff, sind die Wertvollen und Kraftvollen im Volke zu einer kleinen Schar Erkennender gereift, die jahrtausendalte, sorgsam vorbereitete Lügen über Bord werfen.

Mit welcher Umsicht und mit welchem Hasse wurde vor 1500 Jahren alles in Feuerbränden verzehrt, was ein Zeugnis von der hohen Kultur und Sittenreinheit unserer Ahnen hätte sein können. Sogar die Geschichtswerke der Römer wurden, sofern sie über Deutschland berichteten, vernichtet, und nur wie durch einen glücklichen Zufall wurde ein Bändchen des Geschichtsforschers Tacitus in dem Kloster Korvey gerettet. Das gleich furchtbare Schicksal der Zerstörung erlitten vor allem natürlich die religiösen Dichtwerke unserer Ahnen. Ludwig der Fromme ließ sie in hohen Feuerbränden aufgehen! Welch unermesslich hohe Werte da vernichtet wurden, davon gibt uns das einzige Werk, welches Bruchstücke der Ahnenkultur rettete, die Edda, Zeugnis.

Als dann alles zerstört war und die Edelsten des Volkes zu Tausenden lieber den Tod erlitten hatten, als ihrer alten Kultur abzuschwören, da konnte man die Lüge in die Welt setzen und alle die Jahrhunderte durch wider lehren, daß aus dem Osten alles „Licht“ der Kultur gekommen sei, daß unsere Ahnen rohe, metzehlende Wilde gewesen seien, die einen plumphen Götzendienst getrieben hätten. Ja, man wagte sogar zu behaupten, daß sie, die Schöpfer der Schrift, das Lesen und Schreiben erst von römischen Mönchen gelernt hätten! Unter dem schirmenden Schutze der Mutter Erde aber lagen wichtige Zeugnisse der hohen Kultur in den heiligen Grabstätten der Ahnen. Welche sprechenden Kunstschätze aus der Bronzezeit, der vorhomerischen Kultur, wurden uns z. B. erhalten! Ja, welche wichtige Zeugnisse aus der Steinzeit reden da die gleiche Sprache wie jene Bruchstücke der Edda und das Büchlein des Tacitus. So zahlarm also auch die Quellen der Ahnenforschung geworden sind dank dem Vernichtungswillen der Christen, so sind sie nach ihrer Art doch die sichersten für Völkereforschung, die es überhaupt gibt. Was könnte unbeständlicher und wahrhaftiger sein als der Inhalt der Grabstätte, was könnte besser Aufschluß geben über die Art und Kultur eines Volkes als rasseeigene Religion? Was könnte zuverlässiger sein als der Bericht des als nüchtern und sachlich bekannten feindlichen Geschichtsforschers Tacitus? Geben nun gar diese drei Quellen eine übereinstimmende Auskunft, so können wir sicher sein, nicht dem Fehler zu verfallen, unsere Ahnen zu verherrlichen. Wie sehr besorgt ist so mancher Deutsche, diesen „Fehler“ nicht zu begehen, und wie unbedenklich läßt er die Verleumdungen über unsere Vorfahren bestehen, ohne dagegen mit flammender Empörung zu kämpfen! Solange diese unerhörte Lästerung der Gräber unserer Vorfahren besteht,

sind wir nicht wert, ein freies Volk zu sein; denn weit schlimmer noch als die Verleumdung der Lebenden ist die der toten Ahnen.

So bleibt uns denn auch die Pflicht, bei unserer Frage über des Weibes Bestimmung außer den kurzen Andeutungen, die wir in unsere Betrachtung einslochten, die Quellen der Vorzeit zu befragen: was könnt ihr uns bekunden von der Ahnen Auffassung vom Weibe? Welche Pflichten, welche Ämter im Hause und in der Volksgemeinschaft trauten sie ihm zu?

Fragen wir zunächst das Grab vor 7000 Jahren! Wir sehen Mann und Weib mit den gleichen Abzeichen der Selbstständigkeit, der Freiheit und Selbstverantwortung begraben: mit der Waffe am Gurt! Diese Waffe war in jenen Zeiten ein ernstes, heiliges Symbol und verbürgt uns, daß das Weib wie der erwachsene Mann selbstverantwortlich, frei und mündig war, daß also unsere Ahnen eine freie Ebenbürtigkeit der Geschlechter lebten, von denen wir seit der Einführung des Synagogengesetzes durch Paulus recht weit abgewichen sind. Daß aber solche Wertung der Geschlechter nicht etwa eine vorübergehende Einrichtung gewesen, sondern daß unsere Ahnen zähe durch die Jahrtausende an ihr festhielten, das beweist uns die zweite wesentliche Quelle: die Edda. Der religiöse Mythos eines Volkes drückt sehr eindeutig und klar die Wertung und Stellung der Geschlechter aus. Am deutlichsten in der Schöpfungsgeschichte. Was erzählt uns die Edda von der Schaffung der Menschen? Dieser Mythos bekundet die tiefe Weisheit, daß Gott sich in dreifacher Weise in der Menschenseele offenbart, denn die Edda erzählt, daß der dreieine Gott: Wodan, Wille und Weh, die Menschen schuf. „Einst ging - so heißt es in Gylfaginning - der dreieine

Gott Wodan, Wille und Weh am Meeresstrande. Da sahen sie zwei Bäume und schufen Menschen daraus. Gab ihnen Wodan die Seele, gab ihnen Wille Bewegung und Leben, gab ihnen Weh das Äußere und die Empfindung. Und sie gaben ihnen auch Namen und Unterscheidung und nannten den Mannmensch Asch und das Weib Embla, und von ihnen stammt ab das Menschengeschlecht, dem zur Wohnung Mitgart gegeben ist."

Der Mythos sagt also: Mann und Weib sind geworden aus beseelten, aber unbewußten Vorwesen gleicher Art, aber sie haben Unterscheidung und daher verschiedene Namen. Aus der Esche, Asch, ist der Mann, aus der Ulme, Embla, ist das Weib geschaffen. Das Eschenholz ist härter als das der Ulme! Kann man die Gleichwertigkeit und Verschiedenartigkeit der Geschlechter dichterischer und knapper in die Bildsprache des Mythos fassen, als es hier von unseren Ahnen geschah? Durch diesen Schöpfungsmythos ist allein schon die Wertung des Weibes bei unseren Ahnen klar erwiesen. Aber um die Höhe der Kultur der Voreltern klar zu erkennen, lassen wir uns noch weiter aus der Edda von des Weibes Wesen und seiner Bestimmung erzählen.

Wie Tacitus zu seinem größten Erstaunen erfährt, kennen unsere Ahnen keine geschriebenen Gebote oder Verbote, sondern tragen einen freien Willen zu der Erfüllung ihrer Ethik in sich. Diesen Willen aber entfachten sie im Volke durch das verehrungswürdige Vorbild des Helden, den sie im Heldenliede besangen, und durch die mythischen Erzählungen von einem Geschlechte göttlicher Artung, die sie auch schlechtweg „Götter“ nannten, obwohl sie ihnen nur Wesenszüge Gottes verehrten, wie sie sich im Menschen offenbaren können. Für die Wertung des Weibes bezeichnend ist es nun, daß sie ebensoviel weibliche wie männliche

Idealgestalten verehrten und von den Asinnen ausdrücklich betonen, daß ihre Macht und Herrlichkeit die gleiche sei als die der Asen.

Diese Gestalten der Asinnen geben uns nun eine wundervolle Klarheit darüber, was unsere Vorfahren als Wesenszüge des Weibes erkannten und welche Ämter in der Volksgemeinschaft sie dem Weibe zutrauten.

Da war zunächst *Frikka*, die waltende Weltmutter, die der Geschichte der Menschheit waltete. Fünf weitere Asinnengestalten waren Sinnbilder der Liebe der Geschlechter. So wußten also unsere Ahnen, was unser Wissen uns zeigte, daß des Weibes Eigenart dies Geschlecht befähigt, die Liebe der Geschlechter zueinander auf idealer Höhe zu erhalten. Wie weit wäre unser Volk von der fürchterlichen Triebentartung unserer Tage, hätte das Weib noch dieses Amtes im Volke gewaltet. Unter den Sinnbildern der Liebe wird uns die jugendliche Asin der Schönheit „*Fülle*“ genannt, von ihr heißt es, „sie trägt ein Goldband im losen Haar“. Sie ist die freudvolle, jugendliche Liebe der Geschlechter zueinander.

Wesensverschieden von ihr ist „*Minna*“! Sie läßt die Herzen der Männer und Frauen in inniger Minne zueinander entbrennen; ist also die Idealgestalt der gemüts-tiefen Minne. Dann wird uns erzählt von der Asin „*Loba*“, daß sie so gütig und herzensgroßmütig war; so erhielt sie von *Frikka* die Erlaubnis, alle die Männer und Frauen, die fern voneinander verbannt waren, zueinander zu führen, weshalb denn auch Verlobung nach ihr benannt ist. Die herrlichste und geliebteste Asin der Liebe aber ist „*Frausja*“. „Ihr Saal ist weit und helle“ heißt es in *Gylfaginning*. Sie ist das Sinnbild der Gatten- und Mutterliebe. Weite Wege wandert sie, um ihren Gatten Od zu suchen,

und die Zähren der Gattensehnsucht, die sie weint, sind lauter Gold. Auf der Mondensichel steht sie am Himmelszelt und hält auf ihrem Arme ihr Töchterlein „Kleino“, was so schön und köstlich ist, daß alles auf Erden, was wahrhaft köstlich ist, nach ihm benannt ist. So tief wurzelt in unserem Volke diese Verehrung der Frau, daß das Christentum sich zum Marienkult entschloß. Noch im dreizehnten Jahrhundert wurden die Marienbilder in den Kirchen mit Symbolen der Frau dargestellt.

Aber mit der feinsinnigen Fülle der Vielgestaltigkeit der Vertreterinnen der Menschenliebe ist für unsere Ahnen des Weibes Wesen nicht erschöpfend dargestellt gewesen. Wenn gleich das Heim unserer Ahnen das Heiligtum war, in dem sich der Gottesdienst des Lebens abspielte und somit dem Weibe im Heime das herrlichste Amt der Gattin und Mutter zuteil war, so hörte für die Frau nach der Weisheit unserer Voreltern an der Türe nicht die Welt auf, wie dies orientalische Sitte ist. Nein, dem Deutschen Weibe war ein wichtiges Amt in der Sippe, in der Volksgemeinschaft zugebracht, denn sie schufen unter den Gestalten der Asinnen drei als Sinnbild der fürsorgenden Menschenliebe, die wir in unserer modernen Sprache die Idealgestalten der „sozialen Fürsorge“ nennen könnten. Da war zunächst „Heila“, die Ärztin unter den Menschen, denn des Weibes Wesen hielten sie geschaffen für diesen Beruf. Neben ihr wurde „Lehna“ verehrt. Von ihr heißt es in Gylfaginning: „Sie ist Stütze und Hilfe all denen, die ihrer bedürfen, weshalb man denn auch sagt, wer sich stützt, der lehnt sich an“. Als dritte nennt die Edda die Asin „Gaba“. Sie ist Asin aller jungen Frauen, die nicht Mutter werden. Da bei unseren Ahnen der Name wesenbezeichnend gewählt war, so war also Gaba das Sinnbild der weib-

lichen, auf das ganze Volk erstreckten Gebefreudigkeit der kinderlosen Frauen.

Aber mit der sozialen Fürsorge des Weibes außerhalb des Hauses war nach Weisheit unserer Ahnen des Weibes Amt nicht erschöpft, sie wußten von anderer wichtiger Pflicht im Volke. So schufen sie die wundervolle Gestalt der *Asin „Maß“*. Von ihr heißt es, sie ist weise und von vornehmer Gelassenheit, und nach ihr werden alle die Männer und Frauen genannt, die von vornehmem und beherrschtem Wesen sind. So sollte also das Weib im Volke das Vorbild edler Beherrschung sein, sollte das Amt des Schutzes vor der Triebentartung übernehmen, wie es das Wissen von der Seeleneigenart der Frau ihr heute wieder zuschrieb.

Blicken wir zurück auf alle die hehren Gestalten, die unseren Ahnen Sinnbild der Wesensart des Weibes waren, so will uns dies als köstlicher Reichtum dünken, und dennoch galt ihnen das alles noch nicht erschöpfend; ja, das größte Vertrauen, die höchste Achtung vor diesem Geschlechte drückt sich erst in den *Asin*-Gestalten aus, die wir bisher noch nicht erwähnten. Ebenso wie die wissenschaftliche Betrachtung der Seelenart beider Geschlechter es uns ergab, erkannte die Weisheit unserer Ahnen, daß der Verstand bei Mann und Frau verschiedenartige Begabungen zeigt, und so wollten sie ergänzend beide Geschlechter als Hüter des Rechtes im Volke vertreten wissen. Neben dem *Asin* *Vorfasse*, der die Gerichte leitete, waltete die *Asin „Verwahre“* des richterlichen Amtes. Von ihr wird uns erzählt: „Sie schützt und hilft allen denen zu ihrem Rechte, die falsche Lügenrede widerlegen wollen, daher die Redensart ‚Verwahrung ist gesetzt‘.“

Das heiligste und wesentlichste Amt aber, was unserer Ahnen Weisheit dem Wesen des Weibes zusprach, war

das Hüteramt und Ränderamt von Religion und Kult. Dies Amt des Weibes, welches seit 1500 Jahren bei uns erloschen ist, wird in der Gestalt der Asin „Wahre“ verehrt. Oshlaginning sagt: „Wahre ist weise. Kein Ding bleibt ihr verborgen.“ Wunderschön zeigt sich in diesen Worten, daß die religiöse intuitive Schau des Weibes von unseren Ahnen wohl erkannt und geehrt war. Was wunder, daß auch das Wach- und Jungerhalten der Asenverehrung vom Mythos dem Weibe anvertraut ist. Iduna reicht den Asen die Goldenen Äpfel der ewigen Jugend. Aber nicht nur die Gestalten der religiösen Vorbilder werden vom Weibe im Volke jung erhalten, auch die tiefe religiöse Weisheit, die „Religionphilosophie“ unserer Ahnen, die in die tiefsinnige symbolische Lehre der Weltenesche (siehe „Des Menschen Seele“) gefaßt ist, wird vom Weibe im Volke erhalten. So lehrt denn der Mythos, daß die Nornen es sind, die das hohe Amt haben, die Weltenesche allmorgendlich mit dem Wasser aus dem Brunnen des Werdens zu nezen, damit ihre Blätter nicht verdorren und sie immer grüne am Brunnen der Wurt.

Nun könnte der Deutsche, der seine Ahnen so gern schmährt und so ungern preisen hört, einwenden: Das mag alles im religiösen Mythos gelehrt sein, was aber verbürgt es uns, daß unsere Ahnen solch hohe Kultur des Weibes auch lebten? Ist nicht vielleicht der Mythos als Gegensatz in unserem Volke geworden? Da ist es denn für uns von hoher Bedeutung, daß die dritte Quelle: der als sachlich und nüchtern bekannte feindliche Geschichteschreiber Tacitus, uns die Beweise bietet, daß unsere Ahnen all das, was sie lehrten, auch lebten; wie dies ja immer der Fall ist, wenn ein Volk seine von der Rasse erlebte Gotterkenntnis auch lehrt.

Über die Stellung des Weibes in der Volksgemeinschaft sagt uns Tacitus: „Der Germane schreibt dem Weibe eine gewisse Heiligkeit und prophetische Gabe zu. Er achtet ihren Rat. Er folgt ihrem Spruch. So haben wir Römer unter dem verewigten Vespasian noch alle jene Weleda gesehen, die weit und breit als ein göttliches Wesen galt. So haben sie zuvor auch Albruna und andere verehrt. Doch ist dies weder Schmeichelei noch Vergötterung.“ - Aus diesen Worten läßt sich klar entnehmen, daß unsere Voreltern ein hohes Amt in der Volksgemeinschaft den außergewöhnlichen Persönlichkeiten des weiblichen Geschlechtes überließen, so wie sie ja auch nur außergewöhnlichen Männern das Führeramnt übertrugen. Wenige Menschen von außergewöhnlicher Leistungskraft, Männer und Frauen, führten die Volksfamilie, die dabei blühen konnte!

Von der Stellung des Weibes in der Ehe hören wir von Tacitus ganz das gleiche, was uns die Edda und die Gräber der Ahnen sagten. Obgleich sie nichts wußten von gesetzlichen Ehekontrakten und kirchlichen Treuegeboten, hören wir von Tacitus: „Des Germanen Ehe ist streng, er ist der einzige Nicht Römer, der einem Weibe die Treue hält.“ Spricht schon dies Zeugnis für hohe Ehe, so wird die freie ebenbürtige Stellung des Weibes, die Mündigkeit in der Ehe noch deutlicher versichert durch die Worte des Geschichteschreibers: „Beim Eheschluß tauschen die Gatten gleichsam als Zeichen der Weihe heilige Waffen aus. Der Mann bringt dem Weibe ein gezäumtes Roß, ein Schild, eine Lanze und einen Speer. So bekennt die Frau an der Schwelle des Ehestandes, daß sie nicht außerhalb der Gedankenwelt des Mannes stehen will, daß sie Arbeit und Gefahren, Krieg und Frieden mit ihm teilt als sein freier Genosß.“ - Unsere Ahnen lebten also eine auf

voller Kameradschaft und seelischer Gemeinschaft ohne jedes Hörigkeitsverhältnis aufgebaute Einehe. Wie ernst es die germanische Frau mit dem Teilen der Gefahren nahm, das beweisen uns andere Berichte römischer Schriftsteller, wenn sie bei den Kriegsschilderungen zu melden wissen, daß nach der Niederlage der germanischen Männer die Frauen die Schlacht weiterführten, daß dieser Kampf noch heftiger war und alle Frauen ihr Leben ließen, keine sich in Gefangenschaft ergab. -

Nichten wir nun endlich an die Geschichteschreiber jener Zeit die Frage: Wie hat sich die hohe Stellung des Weibes für das Volk bewährt, wie stand es um die Sittlichkeit des Volkes, das wir heute in furchtbarer Triebentartung der käuflichen Liebe und allen übrigen Lastern verfallen sehen? - Wenn Tacitus uns die Ehetreue versichert, was sagt er uns von dem Leben der Geschlechter vor der Ehe?

„Spät erst gelangt der Jüngling zum Liebeerleben, daher seine unerschöpfte Manneskraft. Auch mit den Jungfrauen eilt man nicht, sie leben in der gleichen Weise. So paaren sich Jüngling und Jungfrau erst in der Fülle der Jahre, und die Schar der blühenden Kinder gibt Zeugnis von der Vollkraft der Eltern.“

Auch Julius Cäsar ist erschüttert von der hohen Sittenreinheit der Germanen. Und er, der sonst nur das berichtet, was für seinen Kampf wichtig, flicht den Bericht ein: „Die Germanen erachten es als Schande, sich vor dem 20. Jahre (der Zeit des Eheschlusses) dem anderen Geschlechte zu nahen. Dabei leben sie gar nicht etwa getrennt voneinander. Sie baden gemeinsam, nur mit kurzen Fellen bekleidet, in den Flüssen.“

Ja, noch im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung muß der römische Bischof von den ungetauften Germanen be-

richten: „Wo die Goten hinkommen, da herrscht Keuschheit, und wo die Vandalen hinkommen, da werden sogar die verderbten Römer keusch.“

Hören wir solche Zeugnisse, dann wird uns freilich begreiflich, wenn man diesem Volke das „ex oriente lux“ vorlügen wollte, wenn man es lehren wollte, daß seine Vorfahren Wilde, rohe Götzendiener waren, denen erst durch das Christentum Sitte und Sittlichkeit gebracht worden sei, dann mußte man so ausgiebig Menschen töten und Werke vernichten, wie dies geschehen.

Aber die Wahrheit hat ihre eigenen Gesetze, und die Sonne bringt es an den Tag! Sie schenkt uns mit vielen anderen Erkenntnissen unserer Tage das Wissen um die hohe Wertung des Weibes in der Deutschen Volksgemeinschaft von ehemals und gibt so der Erkenntnis unserer wissenschaftlichen Prüfung die hohe Weihe der jahrtausendealten Weisheit unserer Vorfahren.

Der Deutsche König im freien Volke

König Rolf und der Bauernsohn

Auch unsere Ahnen hatten Könige, doch waren sie anders als jene des letzten Jahrtausends! König oder „König“ wurde der Kundige und Weise, dem großen Können eigen. Achtung zollten ihm die Freien Deutschen um seiner Leistung und seines Charakters willen, aber Achtung zollte auch er dem Volke. Es gab da keinen undeutschen Prunk, kein Liebedienern. Es gab kein Gottesgnadentum und keine krummen Höflingsrücken, und jeder sprach frei heraus, was er dem König gegenüber auf dem Herzen hatte. Aber es gab da viele herzwarme Liebe und Achtung vor der „königlichen Art“, die sich in allen ihren Taten und Worten zeigte.

Was nun bei unseren Ahnen als „königliche Art“ galt, das zeigt uns manche erhaltene Erzählung der Edda, vor allem auch die vom König Rolf Krake:

Ein junger Bursche und Habenichtes namens Wiege kam eines Tages in die Halle König Rolfs. Der König war damals noch jung an Jahren und schwächlich von Wuchs. Nun aber nennen die Leute ein schlechtes, dürres Pferd eine Krake. Wiege trat vor ihn hin und sah ihn sich genau an.

Da fragte der König: Was willst du damit sagen, Bursche, daß du mich so ansiehst?

Wiege antwortete: Als ich noch daheim war, hörte ich sagen, König Rolf wäre der größte Mann von Nord-

landen, und nun sitzt hier auf dem Hochsitz eine kleine Krake, und die heißen sie ihren König.

Da versetzte der König: Du Bursche! Du hast mir einen Namen gegeben, und ich werde wohl künftig Rolf Krake heißen; es ist aber üblich bei uns, daß der Namensgebung auch eine Gabe folgt. Weil ich nun sehe, daß du selbst nichts hast, was du mir geben könntest oder sich für mich schickte, so soll der dem anderen geben, der Besseres hat. Damit zog er einen Goldring vom Arm und reichte ihn Wiege.

Da rief Wiege: Gib ihn, du aller Könige heilster! Und diesen Eid schwöre ich hier: des Mannes Mörder zu werden, der dein Mörder wird!

Der König sprach und lachte: Über Kleines wird Kleiner froh!

Das ist königliche Art, wie die Edda sie ohne weitere Belehrung dem Volke gab. Wenn einer der Freien die vertrauliche Sprache zum König etwas überschritt, so daß hart an der Grenze der Mißachtung gescherzt wurde, so fuhr der König nicht in Empörung auf, sondern mit Geist und Weisheit gab er im Geschenk die Lehre: Du kannst mir nicht das geben, was sich für mich schickt, ich bin dir darum nicht gram, ja für deine Offenheit bekommst du etwas, was dich freut - und deine Freude an dem Goldreif mag dir selbst verraten, daß du ein Kleiner bist!

Sich am Golde, am Besitz freuen, das galt den Ahnen klein, das galt ihnen unköniglich, das wußte nun der Bauernsohn Wiege. Und wenn er nun wieder hinüberblickte zum Hochsitz, auf dem sein König saß, der so gar keine Wut über das Spottwort gezeigt, sondern nur mit einem feinen Scherz geantwortet hatte, dann sah auch er den „größten Mann der Nordlande“ auf dem Hochsitz!

Warum das Gold die „Saar der Krade“ hieß

König Rolf behielt seinen Namen „Krade“, den ihm der Bauernsohn Wiege im Spott gegeben hatte, und behielt auch seine königliche Art, vor allem seine Erhabenheit über jedes klägliche Überbieten des Geldes.

Einst sandte er seine Mannen seinem Stiefvater Adal, dem König in Upsala, auf Bitten zur Kampfhilfe. Sie schafften ihm Sieg und wurden um den ausbedungenen Mannenlohn an Gold geprellt, durften auch ihrem Könige nicht die wohlverdiente erbetene Siegesbeute, den eroberten Schlachthelm, Kampfeber genannt, die Brünne Finns-eigen und den Goldring Schwedenferkel mitbringen.

Als dieser hörte, daß seine Mannen um ihr Recht betrogen worden, fuhr er sogleich mit ihnen zu Schiff zurück und landete am Flusse Fähr. Im Saale des Königs wollte er nun selbst das Recht für seine Leute fordern. Man bewirtete die Mannen mit Aleund. Leute des Königs Adal kamen herein und schleppten noch Holz hinzu. Sie schürten die Feuer so mächtig, daß die Kleider Rolfs und seiner Mannen anfangen zu brennen. Dazu fragten sie, ob es wahr wäre, daß Rolf Krade und seine Mannen weder Eisen noch Feuer scheuten. Da sprang Rolf Krade auf - mit ihm seine Leute - und stachte die Worte:

Schür'n höher die Glut wir im Hause des Adal!

Damit ergriff er seinen Schild und warf ihn in das Feuer. Dann sprang er über die Flammen, während der Schild verbrannte und rief:

Nicht fliehet das Feuer, wer drüberhin fährt!

So sprang einer nach dem andern seiner Mannen ihm nach. Dann ergriffen sie die Männer, die das Feuer angezündet hatten, und warfen sie zurück. Jetzt trat die Herrin Urfa, Rolfs Mutter, herein, überreichte ihm das Horn

eines Urochsen mit Gold gefüllt und den Ring „Schwedenferkel“, und sie stiegen wieder auf ihre Hengste und ritten über die Führeraue. Aber schon sehen sie König Adal mit Gewappneten hinter ihnen hersprengen, um sie zu töten. Da griff Rolf Krake mit der Rechten in das Horn und streute allmählich von dem Golde auf den Weg. Als Adals Leute das sahen, sprangen sie aus den Sätteln und hoben so viel von dem Golde auf, wie sie fanden, aber König Adal befahl ihnen, weiterzureiten, und jagte selbst dahin, so sehr er konnte. Rolf Krake sah wohl, wie König Adal ihm immer näher kam, er nahm zuletzt den Ring, warf ihn Adal zu und rief, er möge ihn als ein Geschenk annehmen. König Adal ritt dem Ringe nach (den einst Adals Vorfahren schon besessen hatten), nahm ihn mit der Speerspitze auf und ließ ihn am Schafte niedergleiten. Rolf blickte um sich, sah wie jener sich bückte und sprach: „Wie ein Schwein beugte ich den, der in Schweden der Mächtigste sich dünkt.“ - Und damit schieden sie.

So steht es in den Erzählungen der Edda, den wenigen Bruchstücken der Dichtwerke aus der Vorzeit, die nicht von Karl dem Sachsenschlächter gesammelt und von Ludwig dem Frommen auf Judenrat verbrannt wurden, sondern von Isländern vor 1000 niedergeschrieben und zu unseren Tagen hinübergerettet sind. Unseren Ahnen brauchten zu solchen Erzählungen keine Erläuterungen gegeben zu werden. Unser Volk ist zu sehr an die aufdringlichen „Moral“ belehrungen des jüdischen Volkes, die lieblich verziert sind mit Strafandrohungen und Lohnverheißungen, gewöhnt, ist zu sehr daran gewöhnt, daß Moral mit salbungvollem, jüdisch-frommem Wortschwall übermittelt wird, als daß es die tiefe Weisheit wahrhaft königlicher Art aus solcher Erzählung selbst sich schöpfen will,

denn es ist heute nicht mehr jedem Einzelnen Herzenssache, in seinem Tun wahrhaft königlich zu sein.

Noch eindringlicher als in der ersten Erzählung wird hier ans Herz gelegt, wie klein und wie häßlich jedes Kleben an Gold, jedes Gieren nach Gut ist. Nicht um des Hornes voll Gold und der Siegesbeute willen schiffte sich Rolf Krake ein nach Upsala, sonst hätte er schwerlich als erste Abwehr der Gefahr das eben erst erworbene Gold auf die Führer ausgestreut, sondern um es gekämpft. Er wollte sich sein Recht verschaffen, und als er dies Ziel erreicht hat, streut er das Gold den Feinden hin, als erstes Mittel der Abwehr. Ja selbst den Siegespreis, den Ring, wirft er dem Feinde zu und gibt ihn nun „als Geschenk“, um diesen aufzuhalten und um ihn - den unköniglichen König - auf die Probe zu stellen. Als dieser statt den Feind zu verfolgen, sich nach dem zugeworfenen „Geschenke“, dem Ringe, beugt, ist in Rolf Krakens Auge das Unrecht der Goldverweigerung durch die Selbstschändung Aldals voll gesühnt!

Und neben diesem wahrhaft königlichen Rolf der wortbrüchige, unkönigliche König Aldal, der seinen Mannen die Goldgier, die das Verfolgen des Feindes aufgibt, verargt, dabei aber selbst - wenn auch in etwas königlicherer, weil äußerlich würdigerer Weise - das vom Feinde höhnisch zugeworfene Familienerbgut zu erhaschen sucht, die Verfolgung des Feindes darüber vergessend.

„Wie ein Schwein beugte er sich,“ sagt Rolf Krake, und doch: wie erhaben steht Aldal über vielen Königen, die das tausendjährige Jahwehreich uns bescherte, denen man die jüdischen Vorbilder eines David und Salomo gegeben, und die das Volk durch das Vorbild ihrer vom Juden erlernten Goldgier in die Listarme der Juden stießen.

Das heilige Sterben überzeugungstreuer Ahnen

Im Kampfe für die Freiheit der Sippen röteten unsere Ahnen die Heimaterde. Sie ist uns teuer schon um deswillen, weil sie das Blut all der Edlen trank, die im Sippenschutz ihr Leben hingaben. Wie tief aber würden sie uns wohl verachten, wollten wir in dieser heldischen Erfüllung ein anderes sehen als eine Selbstverständlichkeit. Nur die an Heldentaten Überragenden wurden dem Gedenken kommender Geschlechter im Heldenlied erhalten, ihr leuchtendes Vorbild sollte verhindern, daß je die Geäußsamkeit der Durchschnittsseen sich breit machte und zum herrschenden Maßstabe des Tuns werden könnte. Solange unser Volk nur diese Freiheitkämpfe zu bestehen hatte, blühte es auf, Lebenskraft ausstrahlend in alle Länder der Erde. Wie und woher konnte solcher Kraft und solchem Sippenschutz je eine Gefahr des Unterganges drohen?

Da trat ein artanderer Kampf an dies Volk heran, der seinem Wesen fremd war. Der Listkampf des Fremden und sein grausamer Mordkampf des Glaubens. Dies brachte für unser Blut keine Möglichkeit des Handelns, sondern nur des Erleidens. Denn Verrat an der Überzeugung aus feiger Todesangst war ihm verächtlich und Mordkampf aus Glaubenshaß verachtete er so tief, wie es den heldischen Kampf für die Freiheit ehrte.

Nun rötete sich die heilige Erde unserer Heimat mit dem

Blute derer, die sich nicht durch Morddrohung zum Glaubensübertritt zwingen ließen. Dies war ein Kampf, der unser Volk an den Rand des Unterganges brachte.

Zu Ubertausenden zählten die Opfer, die hingemordet wurden als „unbeugsame Heiden“ durch die Romkirche. Die christliche Chronik berichtet stolz, daß von je 65 Deutschen auf Rügen sich immer nur einer taufen ließ, die übrigen 64 lieber den Tod erlitten, als ihren Glauben abzuleugnen. Ubertausende wurden in späteren Jahrhunderten als „Keker“ gemordet. In den Niederlanden wurden allein zur Regierungszeit Karl V. 50 000 Menschen gefoltert und verbrannt (siehe Hoffstede de Groot, Seite 180).

Was allein diesen Deutschen eigen war, das ist die tiefinnerlichste, gemüthvolle Glaubensstreue bis zum letzten Atemzug und die heilige Freiwilligkeit ihres Todes. Sie alle hätten sich durch Gesinnungsberrat vor dem qualvollen Sterben retten können.

An unserem Auge zieht der endlose stille Zug all der Ubertausende gemordeter Deutschen vorüber, heilige Freiwilligkeit des Sterbens weicht ihre Züge. Seht, hier naht Johann Neuglin. Er wurde in Konstanz tagelang gefoltert, sollte zu dem Geständnis gezwungen werden, „Luthers Schriften enthielten verdammliche Kekererei“, vergebens! Der Freispruch, durch Gesinnungsberrat erreichbar, lockte auf der einen Seite, weitere Folterqualen und Feuertod drohten auf der anderen. Er wählte ruhigen Angesichts die Qualen und bestieg, Glaubenslieder singend, festen Fußes den Feuerstoß. Vorüber schreiten Tausende, die ein gleiches taten, Heiden und Keker. Seht ihr dort Georg Wagner unter ihnen? Er wurde noch auf dem Wege zur Richtstätte in München gefragt: „Fürchtest du denn nicht den Tod?

Willst du denn nicht lieber frei sein und zu Weib und Kindern gehen?" „Wohin sollte ich wohl lieber eilen als zu meinem herzlieben Weibe und Kindern?" „Widerrufe, so bist du frei!" - „Nein", sagte Wagner und schritt aufrecht in die Qualen des Todes, noch in den Flammen hörte das Volk ihn den Namen rufen, der seinem Glauben der teuerste war. -

Erschütternd ist die Freude, mit der diese Deutschen, die „Heiden und Ketzer", den Qualen entgegengingen. Die Erhabenheit des heiligen Sterbens für die Treue zu sich selbst erfüllte ihre Seele! Dort naht Jan de Bakker. Rief er nicht seinen Mitgefangenen, als er zum Scheiterhaufen abgeführt wurde, zu: „Ich bin froh, als ob es zur Hochzeit ginge." Sang er nicht, bis ihn der Strick um den Hals würgte, daß er verstummen mußte, seine Glaubenslieder auf dem Scheiterhaufen, freudigen Angesichtes? Seht dort Heinrich Boes und Johann Eck, die in stolzer Todesfreudigkeit mitten in den Flammen das Bekenntnis ihrer Glaubensüberzeugung sprachen, würdig ihrer Ahnen, die auch für ihren Glauben den Tod erlitten hatten. Dort naht unter den Frauen Frau Wendelmoet, in freudiger Gelassenheit schritt sie durch die gaffende Menge, stand stolz zwischen höhnnenden Pfaffen und schritt gefaßt und ruhig an den Pfahl des Scheiterhaufens, noch ehe man sich anschickte, sie hinzuführen.

Und wie stolz und Deutsch starben sie! Seht dort Gottfried von Hamelle! Ihm wollte der Henker die Gnade erweisen, ihn vor dem Anzünden des Feuers mit dem Strick zu erwürgen. Da sagte er gelassen: „Laß das bleiben, lieber Freund, laß das bleiben!" und stand erhobenen Hauptes, als die Feuerflammen um ihn schlügen.

Die letzten Worte aber dieser Deutschen im heiligen

Sterben waren meist so edel und mutreich, so durchdrungen von inniger Überzeugungstreue, daß man ihre Wirkung auf die gaffende Menge fürchten mußte! So kam die Verordnung, ihnen, wenn sie nach dreimaliger Folterung und monatelanger Gefängnisqual zum Scheiterhaufen geführt wurden, den Knebel in den Mund zu pressen. Da das Volk aber Mitgefühl und Unwillen hierüber zeigte, verordnete Alba am 16. November 1569, daß man den Kerkern die Zunge vorne mit glühenden Zangen verbrennen solle, damit sie auf dem letzten Gange und auf dem Scheiterhaufen nicht sprechen könnten!

Wenig wird an das heilige Sterben unserer Ahnen heute gedacht, und nur wenige würden solches erhabene Deutschtum heute als Selbstverständlichkeit leben. Ganz unerhört erscheint den meisten solches Tun, denn von Kind auf gab man ihnen nicht das Bild dieser Ahnen, sondern das Vorbild, das fremdes Blut ihnen schildert. Von Kindestagen an hat der Fremde ihnen gesagt, es sei die gewaltige, unerhörte, beispiellose Tat eines einzigen Unschuldigen, dies Sterben für die Überzeugung. Und wie schildert das fremde Blut ein solches Sterben, das ohnegleichen in der ganzen Menschengeschichte sein solle! Zeigt es uns die Deutsche erhabene Freude, dieses stille Gefaßtsein, dieses Durchdrungen-sein von der Allgewalt und Erhabenheit der Stunde? Der Fremde zeigt uns einen Menschen, der in der heiligen Nacht vor dem letzten Leiden bangt und zittert, und es seinen Freunden sogar verargt, daß sie trotz der drohenden Gefahr im Schlafe kurzes Vergessen fanden. Und dies alles, obwohl er der Überzeugung lebte, Abermillionen lebender und kommender Menschen, die zu ewigen Höllenqualen verdammt seien, durch sein einfaches Sterben retten zu können! Wir sollen es als einen „rührenden Zug der Menschlichkeit“

ansehen, wenn, wie der Fremde erzählt, der Erlöser aller Menschen zu seinem Gott in der letzten Nacht dreimal auf den Knien betet, ihn von dem Tode, also von seinem Erlösramte für Millionen, zu entbinden. Ja, aus dem Wortlaut des Gebetes hören wir, daß es nicht der Wille dieses Erlösers ist, zu sterben, sondern nur eine fügsame Folgsamkeit unter den Willen Gottes.

Anders sind die Bilder in den Kerkerhöhlen, in denen die Abertausenden unseres Blutes saßen, ihren qualreichen Feuertod erwartend, sie übertrafen dies Vorbild! -

Und die letzten Worte? - Hätte Alba wohl die Zungen der Reher mit glühendem Eisen versengen müssen, wenn sie auf dem Wege zur Richtstätte oder auf dem Scheiterhaufen aus den Flammen geschrien hätten, warum Gott sie verlassen habe?

Ach nein, wie hätte er frohlockt, hätten die Reher sich im Sterben von Gott verlassen gefühlt! Wie hätte auch Karl der Sachsenflächter und die, die ihn zum Mord anfahten, frohlockt, hätten die 4500 Heiden solchen Schrei in der Todesstunde ausgestoßen!

Das, was uns der Fremde als unerreichtes, göttliches, einmaliges Geschehen schildert, reicht also nicht an das, was Abertausende unseres Blutes als selbstverständlich vollbrachten. Und heute, da der Fremde, der uns solches berichtete, alle Werte in unserem Volke bestimmt, heute sank unser Volk schon ganz hinab zu ihm. Heute ist den Nachfahren solcher Ahnen Überzeugungsberrat selbstverständliche Todesflucht, ja selbstverständliche Flucht vor wirtschaftlicher Schädigung! „Freiwillig sterben für seine Überzeugung“, so sprechen heute noch gar viele im Volke, „ist etwas Unerhörtes, ist etwas Göttliches, wer kann es von uns armen Menschenkindern erwarten.“

So spricht dies Blut, weil es sich an des fremden Blutes Werte nun ganz und gar gewöhnt hat. So spricht es und steht doch auf demselben heiligen Boden, der von Blut und Asche unbeugsamer „Heiden und Ketzer“, seiner Ahnen, geweiht ist, so spricht es und trägt doch noch das gleiche Erbgut verschüttet in seiner Seele!

Wißt ihr nun, was die Herrschaft des Fremdvollkes und seiner Werte in unserem Volke wirkt?

2. Ein Gedenken an die Entwurzelung durch Christenlehre

Eine seltsame Begebenheit

Es war einmal ein arbeitsames Bauernpaar, dem war nichts unter der Sonne so verhaßt wie Pflichtvergessenheit und Verwahrlosung. So zog es denn auch seine drei Kinder auf mit reichen Ermahnungen, strengen Strafen und gutem Vorbild, um in ihnen wackere und arbeitsame Hüter von Haus und Hof zu hinterlassen.

Aber all diese Aufzucht wollte nicht Frucht bringen. Je mehr die drei heranwuchsen, um so häufiger wurde der Anlaß zu Strafe und Ermahnung, um so seltener nur war Gelegenheit zur Freude.

Als alles vergeblich und die Kinder, aus dem Elternhause in die Fremde gesandt, ebenso großen Anlaß zu Kummer und Enttäuschungen boten, wurden sie vom Vater verstoßen für immer und durften niemals wieder das Elternhaus betreten. „So lange sie auf den Hof hoffen, werden sie nicht anders“, sagte der Vater, „nur die harte Not des Lebens kann sie retten“, und in allem Jammer der durchweinten Nächte mußte die Mutter ihm recht geben. Ihr eben geborenes Jüngstes war ein kleiner Trost im Leid. Nun wuchs im stillen Hause das Nesthäkchen heran, das war den Geschwistern gar ungleich. Alles, was es

wollte und tat, alles, was es sagte und empfand, war den Eltern wie aus der Seele gesprochen. Sie wurden wieder froh mit diesem Kinde und stolz noch obendrein auf seine liebevolle Seele und seine Tüchtigkeit.

Eines Tages hatte das Kind durch irgend einen Zufall von den verschollenen Geschwistern erfahren und ganz bestürzt die Eltern nach ihnen gefragt. Da wandelten sich die Gesichtszüge der Eltern jäh. Sie schienen um Jahre gealtert. Das Leid sprach beredt, und unter dem Gram ließ sich gar viel Liebe, die in der Eltern Seele vergraben lag, ahnen. Das Kind weinte still, als gelte ihm all der Kummer und der finstere Ernst, der in der Stube brütete. Es hörte nur kurze Worte. Die Kinder wären so böse und ungut gewesen, wie es selber gut und lieb sei, sie hätten die Eltern nahezu unter die Erde gebracht, hätten zu keiner Arbeit oder Guttat getaugt und seien, als alles sich als unabänderlich erwiesen hätte, für immer verstoßen worden. Nur die Not des Lebens könne sie vielleicht noch retten. Niemals mehr solle das Kind von ihnen reden.

Aber so schnell war es nicht beruhigt, wie dies die Eltern gerne gemocht hätten. Zu traurig war es oft gewesen, weil kein Geschwister neben ihm stand, und zu deutlich hatte es neben dem Gram der Eltern die tief im Herzen vergrabene Liebe zu den Verstoßenen empfunden. Wenn es nun abends auf sein Lieblingsplätzchen am Waldhang unter die alte Eiche lief, sann es immer wieder darüber nach, wie wohl seine Geschwister ausgesehen haben mochten, und noch viel mehr sann es darüber, wie es ihnen wohl ergehen mochte in der Welt, in der sie unter Fremden und ohne Elternliebe für ihr Leben kämpfen mußten.

Jedesmal wenn es dann wieder heimkam und die Eltern es wie sonst mit inniger Liebe betrachteten, wurde es mehr

im Gemüt bedrückt. Es kam sich vor wie ein Räuber an dem Glücke der Geschwister, wie eine Habgierige, die sie alle verdrängt hätte und nun allein Liebe und alle Gaben der Eltern für sich behielt. Ja so sehr quälte es die Güte und Wärme der Eltern nun, daß es sich scheu fortschlich, so oft dies ging, um den Eltern zu entgehen. Denn wäre es nicht geboren, so redete es sich ein, niemals wären die anderen für immer verstoßen worden.

Es war da auch noch ein anderes, ihm bisher ganz fremdes Gefühl. Es machte in seiner Seele den Eltern einen ernstern Vorwurf aus diesem Verstoßen für immer. Wußten sie denn etwa, wie heute der einzelne der Verstoßenen geworden war, und hatten sie denn nicht diesen Kindern das Leben gegeben, ihnen die Anlagen vererbt, die ihnen den trauigen Abweg doch möglich gemacht hatten. Das Kind schaudert bei seinem Sinnen, es weiß, daß der traute Friede zwischen ihm und den Eltern für immer geschwunden. Da es nicht wußte, wie lange und wie oft die Eltern Geduld geübt, so wuchsen die Vorwürfe in seiner Seele, und es versuchte seine Eltern gegen die Verstoßenen umzustimmen. Je mehr es dies vergeblich tat, um so mehr steigerte sich in ihm die Überzeugung, daß es seine höchste Pflicht sei, den Geschwistern die Versöhnung der Eltern wieder zu gewinnen.

Da hörte es, wie schon so viele Male zuvor, in seiner Glaubensunterweisung von dem Gotte, der die Menschen geschaffen habe, so wie sie sind, der sie dann für ihre Fehltritte mit ewigen Höllequalen bestrafte und endlich, nach Jahrtausenden, damit sie nicht alle verdammt wären, seinen Sohn auf die Erde sandte. Zum erstenmal im Leben wird es bis aufs Innerste der Seele von dem Gehörten getroffen. Ganz wie zu Hause, denkt das Kind und

versteht nur zu gut, daß dieser Sohn für seine Aufgabe entbrannte, den Menschen die Versöhnung zu verschaffen.

Nun denkt es nicht weiter über die Frage nach, ob die Eltern recht getan. Wenn sogar der allmächtige Gott, der doch dank seiner Allmacht jede Möglichkeit hätte, die Menschen durch die Schicksalsschläge oder andere Eingriffe zur Besinnung und Besserung zu bringen, Jahrtausende hindurch sie zu ewigen Höllequalen nach dem Tode verdammte, dann war das Tun der Eltern milde und gütig im Vergleich hierzu zu nennen, denn nicht Qualen, sondern nur den Kampf um das Dasein muteten die Eltern ihren Kindern zu, nicht als ewige Strafe, sondern als Hilfe und Rettung, und dies deshalb, weil sie gar nicht allmächtig waren, und kein anderes Mittel mehr wußten und fanden, die Kinder zum Wandel zu veranlassen.

Es hörte weiter in seiner Glaubenslehre, wie der qualreiche Tod des Unschuldigen nun diesen Gott auf einmal versöhnt, wie er nun die gleichen Verbrechen der Menschen, die er zuvor mit ewigen Höllequalen bestrafte, verzeiht, um dieses „Sühneopfers“ des unschuldigen, freiwilligen, qualreichen Todes willen.

Wie oft hatte es diese Lehre früher gedankenlos angehört, hatte sie hingenommen, als sei das alles gar nicht denkbar. Nun es zu Hause Ähnliches erlebt, wird alles Gehörte lebendig und in seinem vollen Sinne wirksam!

Welch seltsamer Wandel Gottes, denkt das Kind. -

Ob wohl seine Eltern auch eines solchen Wandels fähig wären? Wie unsäglich, daß der gleiche Gott, der mit ewiger Hölle die selbst geschaffenen und so geschaffenen Menschen Jahrtausende hindurch verdammt hat, das Blut des unschuldigen Sohnes sehen muß, um verzeihen zu können und zu wollen!

Tief graust dem Kinde vor all dem, was es hört. Wäre nicht sein Elternheim ein stetes Erinnern an diese Lehre, so hätte es sie so gedankenlos angehört, wie all die andern Kinder, die von ihr zum Spiele trällern.

Wären meine Eltern so wie Gott, so würden sie also einen qualreichen Tod, den ich für die Geschwister erlitte, als freudige Ursache ansehen, ihnen zu verzeihen und vergeben, und in wenig Wochen würde das Elternhaus widerhallen von dem Jubel der Kinder und Eltern!

Nun dies Bild die Seele des armen Kindes erfaßt hat, kommt es nicht mehr davon los und stiller und stiller wird es. Fremd ist ihm Gott und unsaßlich. Aber seine Eltern lieben ihn, so denken sie wohl ganz wie er, nur sprechen sie das dem Kinde nicht aus. Freitwillig muß das Opfer sein, ist das wohl der Grund ihres Schweigens?

Lastend fragte es die Eltern dies und jenes von Gott und dem Heiland und immer wieder merkte es, wie hoch sie diesen Gott, wie hoch sie den sich opfernden unschuldigen Sohn schätzen, und wie selbstverständlich es ihnen ist, daß sie sich an der Gnade und Versöhnlichkeit Gottes, die nach dem Opfertode des Heilandes plötzlich in Gott erwacht ist, dankbar freuen.

Es fällt den Eltern nichts auf bei diesen Fragen, die Arbeit auf den Feldern nimmt ihnen auch die Zeit, darüber nachzudenken. Zart und blaß war das Nesthätchen immer, so merken sie auch nicht, daß es noch zarter, noch blasser wird, und die tieftraurigen Augen stimmen zu dem schmalen Gesichtchen fast besser als die leuchtenden, die nur noch selten zu sehen sind und nur für Augenblicke.

Da finden sie eines Abends, als sie müde von der Arbeit kommen, ein Blatt mit den klaren Schriftzügen ihres Kindes, und darauf steht zu lesen:

„Nun müßt auch Ihr den Geschwistern verzeihen, nun könnt auch Ihr sie aufnehmen, wie Gott dies tut.“

Qualreich hatte das arme kranke Kind sein Leben beendet, das wurde nur zu bald den Eltern grauenvolle Tatsache.

Wortlos und ohne Tränen saßen sie bei dem toten Kinde die ganze Nacht. Alle die Fragen, die es ihnen in den letzten Wochen gestellt, lebten mit schmerzlicher Klarheit im Erinnern auf - und auch alle ihre Antworten! - Wie war es nur möglich, daß ihnen gar nichts aufgefallen war? Die letzte dieser Fragen war erst gestern Abend in demselben Raume, von dem nun so unerbittlich schweigsam gewordenen armen Kinde gefragt worden. Noch schienen die Wände den Klang der ernstesten Kinderstimme treu wiederzuhalten: „Wenn Jesus nicht am Kreuze, sondern natürlich gestorben wäre, hätte nicht seine Lehre den Menschen genug geholfen, sie vor der Hölle gerettet?“ - Mit grausamer Deutlichkeit widerhallten die Wände des Totenzimmers die Antwort der Mutter: „Gerade der Opfertod des Unschuldigen hat den strafenden Gott versöhnt, seine Kreuzigung und Auferstehung hat die Hölle besiegt.“ Wie gottverlassen, wie grausam, wie selbstsüchtig - wie töricht schien ihnen alles, was sie geantwortet hatten, nun ihr armes Kind Ernst gemacht hatte mit solchen Gedankengängen! Zum erstenmal erlebten sie in dieser schweigenden Nacht, was sie eigentlich all die Jahre ihrem Gotte zugetraut hatten, und was, im Grunde genommen, ihnen doch so fremd war, so wenig ihrer innersten eigenen Art gemäß. Zum ersten Male ging ihnen ein Ahnen darüber auf, wie gottfern solche Vorstellungen sind.

Als der Morgen dämmerte, erhob sich der Bauer und sagte tonlos:

„Droben am Hang unter der alten Eiche richt' ich das Grab! Die Eiche singt ein ander Lied von Gott! Wir haben die anderen verstoßen, um sie zu retten, und wenn wir heut ein Haarbreit anders zu ihnen stünden als gestern, die alte Eiche würde uns Schurken nennen!“

Von den zwei Vögelein und ihrem Schicksal

Es waren einmal zwei Waldbögelein, die konnten gar lieblich singen. Sie freuten sich ihrer Freiheit im lichten Grün und jubelten um die Wette in den Frühling hinaus.

Doch ihr schöner Sang ward ihnen zum Verhängnis. Menschen lauschten auf ihn und freuten sich daran. Aber sie dachten, warum sollen wir das nicht tagtäglich hören, warum nur dann, wenn wir hier bis in den Wald hinausfinden? Und so fingen sie voll List die beiden Vögelein und nahmen sie mit sich nach Hause. Da wurden sie voneinander getrennt und sollten sich nie mehr im Leben sehen. Und ungleich war das Schicksal, das sie traf. Das eine Vögelein kam in einen kleinen Käfig mit dicken Gitterstäben und merkte auf den ersten Blick, daß es nun für immer vorbei sei mit freiem Fliegen in Himmelsweite. Traurig hupfte es auf den wenigen Stäben hin und her, her und hin, und immer wieder. Lange, lange dauerte es, bis es an Tagen, an denen die Sonne schien oder Grün und Blumen in seine Nähe gestellt waren, etwas wie die Schatten des frühen Frohsinnes erlebte und ein wenig vor sich hinsang. -

Das andere Vögelein hatte scheinbar ein glücklicheres Los. Ein kleiner Raum, die Menschen nennen ihn „Veranda“, wurde ihm zur Verfügung gestellt. Fenster nach drei Seiten, dem Vogel nicht als Wände erkennbar, täuschten ihm Freiheit vor. Blattpflanzen und Zimmerlinden konnten ihm fast so lieb wie der Wald werden. So fühlte

es sich ganz wohl und sang oft. Nur manchmal - aber allmählich immer seltener - schien es zu merken, daß es doch nur einen gar engen Raum zum Fliegen hatte und nie in des Himmels Höhen konnte wie einst in der Freiheit. Hätte es das Schicksal seines Freundes sehen können, der da auf den Stäbchen im engen Käfig mit dem dicken, ach, nur zu sichtbaren Gitter traurig hin und her hupfte, das Herz voll Sehnsucht nach Himmelsweite und Wäldern, nach seiner Freiheit, gewiß hätte es tiefes Mitleid für es empfunden! Ihr wohl auch? Ihr würdet wohl das Los des dürstigen, trügerischen Erfakes, die Scheinfreiheit zwischen Glaswänden gewählt haben? -

Nun, so laßt uns nach einigen Monden - einer langen Zeit im Leben der Vögel - ihnen einen Besuch machen!

Der enge Kerker steht leer. Gewiß ist es nur ein Zufall, ein ganz unwahrscheinliches Ereignis, dem es zu danken ist, daß er leer steht, obwohl das Vögelchen nicht etwa an Sehnsucht nach Freiheit hinstarb! Einmal war nur ein kurzes Weilchen bei dem Richten seines Kerkers die Öffnung zu dem Futterkästchen offen geblieben. Seine heiße Sehnsucht nach der Freiheit ließ es keinen Augenblick zögern. - Nun aber jubelt es wieder in den Wäldern, fliegt früh am Tage schon in heißer Freude in des Himmels Bläue. - Und klug ist es geworden! Durch List läßt es sich nicht mehr fesseln. Ich glaube, der Kerker, in dem es gefangen war, hieß Sowjetrußland.

Das andere Vögelchen aber, das seht ihr noch hinter den Glasscheiben. Blichblau wurden sie immer wieder gepuht, und so nahm es sie gar nicht mehr wahr und vergaß, daß der Himmel ihm einstmals nicht nur sichtbar, nein, in seiner köstlichen Weite auch Flugplatz war! - Lange stand gar manchmal die Türe zu seinem Wohnort auf. Aber weil es

die Sehnsucht nach Freiheit, ich meine nach der echten, ganz vergessen hatte, weil es sich mit diesem kümmerlichen Ersatz, diesem Schein der Freiheit zufrieden gab, flog es nicht hinaus; und die Türe schloß sich wieder! Sein kleines Heim aber mit den grünen Bäumen, die den Wald vortäuschten, und mit den unsichtbaren Glaswänden hieß - „Demokratie“ Frankreich. -

Ihr kennt sie zur Genüge, habt sie Jahrzehnte genossen, die Demokratie von Judas Gnaden. Sehr wohl wißt ihr, daß diese „Freiheit“, die der Jude und seine geheimen Gehilfen gewähren, fürwahr ein kümmerlicher Schein ist. Wollt ihr immer noch sagen, daß das Vögelein, dem die Sehnsucht nach Himmelsweite und grünen Wäldern erlosch, das bessere Schicksal hatte? Oder erkennt ihr, was das heißt, wenn das Gitter des Kerkers dick, der Raum klein ist? Was das bedeutet, wenn das köstlichste Gut in der Seele des Vögelchens, die Sehnsucht nach der Freiheit, nach den Wäldern und Himmelsweiten wuchs - und wuchs - und wuchs von Tag zu Tag?

Fürwahr ein Wesen, dem die Sehnsucht nach Freiheit abstumpft und matter und matter wird und endlich gar erlischt, ein Wesen, das sich täuschen läßt wie dies Vögelein in der Scheinfreiheit, ist weit schlimmer daran. Es hat sein heiligstes Gut verloren! Das andere aber in dem Kerker, der nicht täuschen kann, hat sein Seelchen erstarren lassen, und es wäre auch, wenn nie das Kerkertürchen offen gestanden hätte, freier gewesen, weil es der heiligen Freiheit vertrauter Genosse blieb!

Artfremd und arteigen

Eine Mittämpferin schickte mir zwei Bilder aus dem „Hausbuch Deutscher Kunst“, Hans Thoma „Religionunterricht“ und L. Knaus „Salomonische Weisheit“ und sagte, selten hätten zwei Bilder sie so erschüttert, weil für sie den Erkennenden die artfremde und arteigene Unterweisung der Kinder in lehrreicher Klarheit darstellt.

Die Mittämpferin hat nur allzu recht. Für mich ist der Umstand noch viel erschütternder als die Bilder selbst, daß beide getrost in einem Hausbuch Deutscher Kunst erscheinen können, ohne auch nur einen einzigen, der durch das Christentum völlig entwurzelt, in ihrem Rassebewußtsein gänzlich erstickten Betrachter aufzurütteln und zur Besinnung zu bringen, nein, daß nur der schon zum Erkennen Erwachte sieht, was aus diesen Bildern zu lesen ist.

Hat dann nicht der Jude sehr recht, wenn er verächtlich über die „Dummheit der Goyim“ lächelt? Freilich, diese „Dummheit“ hat er selber durch das Christentum in unserer Volke zutwege gebracht. Ja in unserer Volke weit mehr als noch anderwärts; denn das gemüts tiefe Rasseerbgut des Deutschen ließ es ihn mit dem Christentum ernster nehmen als andere Völker. Darum hat sich an ihm auch die Offenbarung Johannis viel tiefer erfüllt als bei anderen Völkern, der Deutsche ist „herausgelöst“ aus Volk und Stamm. Zum Glück ist es noch nicht gelungen, ihn durch allseitige Einführung des Esperanto als Ersatz der Mutter-

sprache auch aus seiner Sprache zu erlösen. Und so bleibt eine Brücke zum Rasseerbgut.

Aber er ist so schauerlich entwurzelt, daß selbst die Millionen Deutschen, die das Christentum voll überwunden haben, mit denkbar bestem Gewissen in der Kirche bleiben und mit den flachsten und unmoralischen Begründungen ihre Kinder den Fremdsuggestionen wieder aussetzen. Was hören wir da nicht alles sagen:

„Mein Kind steht der ganzen Lehre kritisch gegenüber, Sie sollten nur hören, was es aus der Schule heimbringt und wie es davon erzählt.“

So sagen sie und wissen nicht, wie unheimlich es sich in der Seele des Kindes auswirken muß, wenn es mit Überlegenheitsgefühlen dem erwachsenen Lehrer gegenübersteht und innerlich über die Lehren lächelt, die dieser ernst nimmt. Es fühlt sich einem Erwachsenen überlegen. Die Einsicht in seine eigene ungeheure Unreife, die an sich so schwer aufrecht zu erhalten ist, wird in ihm zertrümmert, und so geht es in die gefährlichsten Jahrzehnte seines Lebens, in die Jahre seiner „Einsargung“ (siehe „Selbstschöpfung“) ohne den Freund, der ihm wirksam helfen könnte und der heißt: „Ich bin ein Unreifer, der wohl daran tut, jeden Tadel und jede Kritik über mich, und würde sie mir auch in der unvollkommensten Weise zuteil, ernst und wichtig zu nehmen und ohne Selbstverblendung darüber nachzudenken.“

Die anderen Eltern sagen:

„Es ist ganz gut, wenn unser Kind das Christentum durchmacht und es dann selber überwindet, wie wir es getan haben.“

Fahrlässige Unmoral, nichts anderes hat hier das Wort! Fahrlässig ist es, ein Kind all den Suggestionen auszusetzen, deren unheimliche Wirkung ich in dem Buche „Des Kindes

Seele und der Eltern Umt" in dem Abschnitt „Hüter des Gotterlebens" angedeutet habe.

Das Handeln einer Mutter, die ihr Kind in die Typhusbarade einliefert, mit den Worten, es ist gut, daß das Kind den Typhus überwinden lernt, auch ich habe ihn überwunden, fällt uns bei solchen Worten unwillkürlich ein.

Seht hin auf die Millionen, die kein Wort des Christentums mehr glauben. Auf die 48 Millionen Deutsche, die nach der Statistik nicht mehr zum Abendmahl gehen, also an das höchste Gnadenmittel der Kirchen gar nicht mehr glauben und dennoch Mitglied dieser Kirchen bleiben, also in der ersten Frage dieses Lebens, in der Frage der Gott-erkenntnis abgründige Heuchler sind. Ihre Seele ist gemordet; denn sie nimmt es mit der Frage der Gott-erkenntnis nicht mehr ernst und legt keinen Wert mehr darauf, hierin ehrlich zu sein, koste es, was es wolle. Wenn etwas die ungeheure Gefahr der Kindheitsuggestion mit einer artfremden und wissenschaftsfernden Lehre erschreckend klar beweist, so sind es diese 48 Millionen unehrlicher Heuchler in einem Volk von 60 Millionen Menschen!

Diese Fährnis, die die artfremde Lehre der Seele bietet, bezieht sich noch nicht einmal auf den Inhalt dieser Lehre. Sie wird allein schon gezeitigt durch das schauerliche den heiligen Gesetzen der Seele Zuwiderhandeln, die das Gemüt nur von dem Urteigigen wecken und wachhalten lassen, die den Einklang des Erbgutes mit den Lehren fordern (siehe „Des Menschen Seele", Abschnitt „Das Unterbewußtsein").

In meinem „Lehrplan für Lebenskunde" habe ich all das reiche Wissen gezeigt, welches dem Kind gegeben werden muß, damit es fest verwurzelt mit Sippe und Volk, innig verbunden mit der Natur und den Gesetzen des Weltalls, damit es die Feinde seiner eigenen Seele und des Vol-

tes und die Schicksale der Vergangenheit seines Blutes kennt und somit ein wackerer Kämpfer für den Sieg des Göttlichen in seiner eigenen Seele und in seinem Volke werden kann. Es ist hier den Eltern das gute Gewissen genommen, dem Kinde dies alles vorzuenthalten, ganz so wie ich es in jenem Abschnitt des Buches „Des Kindes Seele und der Eltern Amt“ den Eltern genommen habe, den Kindern die Fremdlehre zu geben.

Es gibt Menschen, die lernen durch einen langen Blick auf gute Bilder mehr als durch Worte, und deshalb möchte ich die Leser bitten, diese Bilder den Flachen und den Zweiflern an der Notwendigkeit des Wandels zu zeigen. *)

Die Deutsche Frau hat einen harten undeutschen Gesichtsausdruck, während sie dem Kinde aus den jüdischen Geschichten vorliest, aus dem Buch, das sie für das Wort Gottes hält, und das auf jeder dritten Seite den Haß gegen ihr eigenes Blut, den grausamen Zerstörungswillen an ihm und ungezähmte Machtgier über es von Seiten des Juden beteuert und der Grausamkeiten und der Morde an blutsverwandten Völkern die Fülle schildert. Sie liest dem Kinde aus dem alten Testament; denn sie hat die Bibel zur Hälfte aufgeschlagen, und vier Fünftel der Bibel sind ja altes Testament. Aber wesenfremd wäre dem blonden träumerischen Jungen, der bei ihr sitzt, auch das letzte Fünftel!

Welch ein Glück, daß sie Deutsch genug geblieben ist, um sich draußen in die freie Natur, in den Garten, mitten in eine echt Deutsche Landschaft zu setzen, so daß es uns mehr als zweifelhaft ist, ob der liebe träumerische Junge nur ihrer Stimme oder etwa auch dem Vogelsang lauscht, der hineinzwitschert. Sein Seelchen kann sich ja abschließen, so oft es

*) Gemälde von Thoma, „Religionunterricht“.

will, und vielleicht wird ihn die Frau am Schlusse nicht weiter ausfragen, was er von all den Judengeschichten behalten hat.

Aber von dem, was für seines Volkes furchtbar ernsten Kampf mit dem listreichen Gegner, der diese heilige Schrift schrieb, dringend not wäre, erfährt er nichts, der kleine Träumer! Der Jude wird über ihn, wenn er erwachsen ist, wie er dies in seinen Gemeindeblättern tut, auch listig sagen und triumphieren: Ein So! ist zum Akum geworden, auch er wird als Esau im Grase liegen und die Vöglein singen hören, während Jakob, der Sohn meines Blutes, zum bewußten Kämpfer für sein Volk geworden ist, vollgefüttert mit salomonischer Weisheit.

Ja, mit „salomonischer Weisheit“! Und wie die aussieht, das hat Knaus*) auf seinem Bilde ausgezeichnet wiedergegeben. Der Judenbater sitzt nicht im Garten. In einem Kellergewölbe, in dem er seine gehamsterten Waren umherliegen hat, raucht er sein Pfeifchen, um in einer Feierstunde das Liebste zu tun und das Wichtigste: sein Kind mit art-eigener Lehre zu unterweisen.

Der ernste Teil des Unterrichts scheint vorüber. Dies ist jene Unterweisung, die es erreicht, daß der Haß, der glühende Haß gegen unser Blut wach wird. All die Abwehrtaten, die Nichtjuden gegen die haßreichen mörderischen Wege des Judenvolkes zu seiner Weltherrschaft von Zeit zu Zeit ausführten, werden in die Kinderseele des Judensproßlings in „salomonischer Weisheit“ so gelegt, als sei das Juden-volk ein unschuldig verfolgtes, von allen Völkern verachtetes und gehaßtes Volk, das nur Undank dafür geerntet hätte, daß es diesen die Gotterkenntnis und Moral gegeben hätte!

*) Gemälde von Knaus, „Salomonische Weisheit“.

Gerade wie die Christen die seltenen Fälle, in denen einmal sie von Heiden in Abwehr verfolgt wurden, zu langen Märtyrergeschichten aufbauschen, aber von den Massenmorden schweigen, die sie selber an den Heiden und Ketzern ausführten, so macht es der Jude in „salomonischer Weisheit“, wenn der Sproß seines Blutes unterwiesen werden soll, bis auch er von brennender Rachgier entflammt ist und mit bestem Gewissen in seinem Leben später listreiches Unrecht an unserem Blute und dem Blute aller Nichtjuden verübt, vermeintlich als Antwort auf Unrecht an seinen Ahnen und erlittene Märtyrqualen.

Hat der Jude in dem Kinde das erreicht, dann wird es Zeit zur Lehre der arteigenen Wege der „Rache“ an den Gogim, die dem Rasseerbgut so sehr entsprechen, daß der kleine Junge begeistert jedes Wort von den Lippen seines Vaters liest. Ja er, der Haßgetränkte, strahlt vor Freude, wenn der Vater ihm nun erzählt, wie diese Gogim von dem Juden Paulus zu dem Christentum bekehrt und durch dieses ohnmächtig in der Abwehr geworden. Wenn er ihm berichtet, wie z. B. bei den Deutschen Gogim alle Werke, die von der hohen und uralten Kultur ihrer Ahnen zeugten, auf den Rat der Juden am Hofe Ludwig des Frommen verbrannt wurden und so dieses Volk ohne Rassewissen und Rasseweistum herumtappt, wehrlos und ziellos dem Juden ausgeliefert, im Kampfe den Blick gerichtet auf den verheißenen Himmel des Christentums.

Er erzählt ihm, wie der Jude sich äußerlich verachten ließ und tatsächlich an den Höfen der christlichen Fürsten herrschte und listreich die Geschichte der Gogimbölker beeinflusst hat. Hei, wie lacht da das Auge des Kindes, wie liebt es die List ganz wie sein Vater, wie wenig dünkt sie ihm schlecht, wie „gut“ erscheint ihm grausame Tücke an anderen Völ-

lern, ganz wie seinem Vater. Wie will auch er an den Zielen über die Jahrhunderte hin helfen, die noch dazu für den Einzelnen ganz angenehme Erfolge haben.

Eine Rasse unterweist sich hier für den Kampf ihrer Art, gemäß ihrer Eigenart, und es ist zu wetten, daß dieser kleine Jude genau so gut ausgerüstet für den Daseinskampf seines Blutes ins Leben geht, wie jedes Tier, das durch Erbinstinkte in seinem Handeln geleitet worden ist.

Einst wird der Tag kommen, wo er sich mit unserem träumerischen Liebling des Thoma-Bildes messen wird. Was helfen diesem dann all seine Begabungen, all sein Tiefblick, all seine Möglichkeiten, ein Weltall im Sinnen zu umspannen! Nichts gab man ihm ins Leben mit an Wissen über die Ziele und Wege seiner Feinde! Nein, vertrauensvoll lauscht er dem wohl unterwiesenen listvollen Juden, der mit ganz bestimmten Plänen für sein Volk an ihn herantritt.

Warum sollte er auch nicht vertrauensvoll auf ihn lauschen? War nicht sein „Heiland“ ein Jude? Trägt der junge Jude, der da auf ihn einredet, just den gleichen Vornamen wie einer der Juden, von dem die Mutter ihm als dem „erwählten Gottes“ an jenem Sommersonntag vorlas, an dem der Vögel Sang diesen Namen umklang und die heimatischen Hänge, auf die sein Auge glitt, sich dem Klang dieses Namens gesellten?

Der Ausgang dieser Listwege des volksbewußten, mit Haß gegen Deutsches Blut genährten jungen Juden ist gewiß. Arteigen ist das Wissen, das man ihm gab in seiner Kindheit. Mit der artfremden Lehre seines Blutes aber wurde unser armer Liebling zum Christ, zum abwehrunsfähigen, entwurzelten Deutschen gemacht!

So mag es gerne sein, daß er trotz allem edlen Willen, das er in sich herrschen fühlt, ungewollt und ungeahnt, miß-

leitet von Fremdlehre, durch sein Handeln und noch mehr durch sein Unterlassen zum Verbrecher an seinem Volke wird, während der Jude, durchtränkt von unedlem Wollen gegen jeden Nichtjuden, seines Volkes Erhaltung und noch weit mehr darüber hinaus durch sein Tun sichert. Wie lange noch wollt ihr das Verbrechen begehen, dem Kinde artfremde Lehre zu geben, arteigene zu weigern?

Die sogenannte „christliche“ Kunst

Zähe haben sich die Irrlehren der Religionen erhalten, obwohl in jedem Geschlechte die stärksten Persönlichkeiten sich in ihrem Leben von den in der Kindheit suggerierten Glaubenslehren frei machten. Diese Zähigkeit hat nur zum Teil ihren Grund in den Vorspiegelungen, die der Leid-angst und der Glücksgier so geschickt Rechnung tragen. Die wichtigste Stütze liegt in der ernsten Tatsache, die ich an anderer Stelle eingehend enthüllt habe, daß man den Menschen die Denk- und Urteilskraft durch Glaubenssuggestionen lähmen kann. Wäre nun diese künstlich geschaffene Lähmung, diese Verblödung, wie der Arzt sie nennt, die da ungetwohlt erzeugt wird, eine allseitige, so wäre sie weit weniger gefährlich. Der Umstand aber ist unheilvoll, daß durch die Suggestion von widervernünftigen Wahnlehren die Vernunft nur auf dem Gebiete des Glaubens gelähmt wird, während alle die so behandelten Menschen ihre Denk- und Urteilskraft im übrigen erhalten sehen, ja sogar entfalten können. So hört jedes aufwachsende Geschlecht denn die alten Wahnsuggestionen wie Tatsachen von Menschen verkündet und beteuert, die in ihren Berufs- und Familienangelegenheiten ausgezeichnete und selbständige Denker sein können. Eingesprengt also in gute Gedankengänge und Urteile, werden unhaltbare Suggestionen weitergegeben und natürlich von dem, der sie anhört, um so leichter auch wiederum für Tatsachen gehalten. Sagt zum Beispiel ein Mensch, der uns zuvor die Klugheit und die Gründlichkeit

in der Überprüfung seiner Berufsfragen bewiesen hat, bei Wechsel des Gesprächsstoffes etwa: „Ohne das Christentum würde das Volk moralisch verfallen, die christliche Ethik ist unübertroffen, ohne das Christentum würde das Volk die Kunstwerke entbehren müssen, das Christentum hat uns erst die hohe Kultur, die herrliche christliche Kunst geschenkt“, so findet er mit diesen Worten eben Vertrauen. Man hält sie nur zu leicht für die Frucht ernststen Forschens und Prüfens, ahnt nicht, daß hier ein suggerierter Irrtum ohne jedes selbständige Nachdenken nachgeplappert wird. Zähe erhalten sich auf diese Weise die Wahnlehren der Religionen. Immer können ihre Vertreter die Aussprüche bedeutender Menschen anführen, die das Christentum priesen und besonders diese beiden beliebtesten Suggestionen über die christliche Ethik und die christliche Kunst wieder erhärteten! Wollen wir aus diesem Kreisel des Unheils endlich das Volk erlösen, so hilft nichts anderes, als eben diese Gesetze der Denk- und Urteils lähmung auf dem Gebiete der von Kindheit auf gegebenen christlichen Suggestionen immer wieder zu nennen und zudem die am häufigsten nachgeplapperten Suggestionen im einzelnen zu widerlegen. In der Folge 12/36 S. 453 des „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“ habe ich zu dem Einwurf: „Über die christliche Ethik“ Stellung genommen. Diesmal wollen wir den ebenso häufig nachgesprochenen Einwand: „Über die christliche Kunst“, einmal etwas beleuchten.

Gleich zu Beginn unserer kurzen Betrachtung sei auf die Ungeheuerlichkeit der ganzen Ausdrucksweise an sich, die allein schon völlig irreführt, hingewiesen! Seit wann wird denn überhaupt eine Kunst mit dem Namen einer Religion bezeichnet? Wir sprechen doch alle zum Beispiel mit Recht von einer japanischen Kunst. Es ist die Kunst, die das arteigene

japanische Volk geschaffen hat. Wir sprechen aber keineswegs von shintoistischer Kunst und von buddhistischer, obwohl wir zwar japanische Kunstwerke finden, die den einen oder den anderen Vorstellungssatz zum Vorturf wählen. Wir sprechen ferner von chinesischer Kunst und werfen sie, wenn sie einen buddhistischen Stoff behandelt, keineswegs als „buddhistische Kunst“ mit der japanischen mit buddhistischen Stoffen zusammen. Das Wort „christliche Kunst“ ist irreführender Unfug, den wir zurückweisen. Wir kennen im Deutschen Volke nur eine Deutsche Kunst. Sie umfaßt alle Kunstwerke, die von Menschen geschaffen sind, die ihrem Rasseerbgut nach zum Deutschen Volke gehören.

Da nun zufällig die Deutsche Kunst der vorchristlichen Zeit gewaltsam zerstört wurde und, soweit es sich um Dichtwerke und religiöse Werke handelte, von Ludwig dem Frommen verbrannt worden ist, so sind nur Reste dieser hohen Deutschen Kunst in Gräbern oder einzelнем Stückwerk der Dichtung erhalten. Der christlichen Lüge, wir hätten keine Deutsche Kunst vor dem Christentum besessen, waren durch diese Vernichtungen Tür und Tor geöffnet. Nach der Bekehrung zum Christentum durch List und Gewalt wurde die „weltliche Kunst“, d. h. die Deutsche Kunst, die keine christlichen Stoffe behandelte, unterdrückt, die Kulturschöpfer wurden verfolgt und darben oft, vom Hunger bedroht. Alle Kunstwerke aber, die christliche Stoffe behandelten oder vertonten, wurden auf jede Weise gefördert. Angesichts solcher Zustände müssen wir darüber erstaunen, daß dennoch so viel an sogenannter „weltlicher“ Kunst gerettet wurde. Ich denke da auch an den Trug, aus unzähligen wertvollen Minneliedern und anderen Volksliedern durch plumpe Umdichtung Kirchenlieder zu machen (s. Folge 24/37 S. 962 des „Am Heiligen Quell“).

Es wäre aber grundfalsch, nun zu glauben, daß nur diese Gewalt, das drohende Elend, das Darben und Hungern die Künstler in den tausend Jahren Christentum veranlaßt hätten, christliche Stoffe zur bildnerischen, dichterischen und musikalischen Darstellung zu bringen, oder zu christlichen Worten und Feiern Musik zu schaffen. Niemals, - das habe ich in meinem Buche „Das Gottlied der Völker“ nachgewiesen, - hätten Künstler Unsterbliches schaffen können, wenn sie aus wirtschaftlichen Gedankengängen heraus diese Stoffe gewählt hätten. Wir werden eine tiefere Ursache der Wahl der christlichen Stoffe noch kennen lernen. Zuvor aber wollen wir uns gründlich vor Augen halten, daß alle diese Werke, ob sie nun christlichen Stoff behandeln oder nicht, wenn Deutsche sie gestaltet haben, *D e u t s c h e K u n s t* sind. Das Rasseerbgut und die persönlichen göttlichen Schaffenskräfte geben dem Werke Gestalt und Unsterblichkeitgehalt. Die christlich Suggestierten erwidern uns darauf: „Wir sprechen hier von christlicher Kunst, weil eben unsere herrliche Religion die Künstler so tief bewegte, und ihnen erst die Schaffenskraft gab, durch die dann das Werk zustande kam.“ Zunächst sei darauf hingewiesen, daß wir sonst niemals die Erscheinungen, Ereignisse oder Erlebnisse, die einen Künstler zum Schaffen anregen, mit seiner persönlichen göttlichen Schaffenskraft verwechseln, geschweige denn das entstandene Kunstwerk danach benennen. Aber gehen wir einmal auf den Irrtum der Gegner, die da glauben, von dem Christentum und seinem Gehalte sei die göttliche Schaffenskraft ausgegangen, ihm sei sie zu danken, und deshalb sei zu befürchten, daß die Kunst in Zukunft unendlich verarmen müsse, wenn die Völker diese Lehre überwinden, ein, so erwidern wir den suggestierten Menschen darauf: Wenn wirklich die Christenlehre selbst jene göttliche Macht besäße,

Schaffenskraft in den Künstlern zu wecken, so müßte doch in allen Völkern der Erde eine Blüte der Kunst durch ihre Bekehrung zum Christentum erfolgt sein. Dies ist aber keineswegs der Fall. Die christlichen Völker zeigen da zum Beispiel keine Leistungen, die südamerikanischen Europäer haben auch nicht allzubiel aufzuweisen. So könnte ich mit Beispielen fortfahren und auch erweisen, daß die europäischen Völker, die einst mit List und Gewalt getauft wurden, nur ganz entsprechend der schöpferischen Begabung ihrer Rasse und der persönlichen Begabung des einzelnen Schaffenden Kunstwerke schufen, die das Gepräge solcher Eigenart zeigen, ob sie sich nun „weltlicher“ oder „christlicher“ Stoffe bedienten. Die Tatsachen erweisen also ganz etwas anderes, als was hier immer wieder behauptet wird! Zudem aber läßt sich leicht nachweisen, daß die wahrhaft unsterblichen Kunstwerke, die christliche Stoffe zum Vortwurf nehmen, überhaupt nicht mit dem Bibelinhalte, d. h. mit der christlichen Lehre, übereinstimmen, daß sie im Gegenteil oft im starken Widerspruche zu ihr stehen. Wie aber kommt es, daß große Künstler einerseits oft freiwillig und freudig christliche Stoffe zum Vortwurfe wählten und andererseits fast durchweg ganz anderes als Christentum gestalteten?

In meinem Werke „Des Menschen Seele“ und später, noch ausführlicher, in „Das Gottlied der Völker“ habe ich die Gesetze enthüllt, die uns zeigen, daß in einer schöpferisch begabten Rasse, der man eine artfremde Gottlehre aufdrängt, viele Kunstwerke entstehen werden, die sich äußerlich zwar mit dem Stoffe der Fremdlehre befassen, die ihn aber alle in das Artgemäße umändern, so daß die Kunst des Kunstwerks zur Fremdlehre selbst eine große, die Kunst zum artgemäßen, ererbten Gotterleben aber eine geringere wird.

Im Unterbewußtsein der Seele ist das Rasseerbgut, die

dieser Rasse arteigene Weise des Gotterlebens und die hiermit verwobenen Rassecharaktereigenschaften. Dies Rasseerbgut vereint mit dem Selbsterhaltungswillen des Unterbewußtseins nannte ich „Volksseele“. Nur wenn sie am Erleben des Bewußtseins teilnimmt, erlebt der Mensch „Gemütsbewegung“. Sie nimmt aber nur Teil am Artgemäßen. Eine Fremdlehre kann als solche also um so weniger das Gemüt bewegen, je mehr sie diesem Rasseerbgut widerspricht. Der Mensch verarmt an Gotterleben, entwurzelt und steht mit seinem tiefsten Erleben im Zwiespalt durch Fremdlehre. Schaffende Künstler, die bei dem Gestalten der Werke ja im innigen Zusammenhang mit der Volksseele stehen, leiden am meisten an solchem Zwiespalt. So retten sie sich noch häufiger und noch gründlicher durch „Umdichtung“ der gebotenen Fremdlehre Seeleneinklang und zeigen noch ausgeprägter als jeder andere eine triebmäßige Abneigung, sich um die einzelnen Lehren des Christentums zu bekümmern, denn sie alle bedrohen ja den Bestand seiner Umdichtung der Fremdlehre in das Artgemäße. So zeigt in dem Volke, in dem diese Fremdlehre herrscht, besonders der zum Schaffen Begabte den ihm gar nicht bewußten Drang, sich durch Umdichtung der Idealgestalten der Bibel, ihres Tuns, ihrer Moral den verlorenen Einklang mit dem Gotterleben des Erbgutes zu verschaffen. Besonders ernste und tiefe, im Christentum aufgezogene Deutsche Künstler suchten sich also durch die vermeintlich „christlichen“, in Wahrheit ins Deutsche umgedichteten Kunstwerke ihr eigenes Gotterleben zu retten und - das ist das Köstliche - durch ihr Schaffen es auch ihrem Volke, trotz der Fremdlehre, wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu erhalten. Einige Beispiele mögen diese Tatsachen näher führen.

Unsere Ahnen hielten ihre Feiern in den heiligen Hainen ab. Niemals wäre es ihnen möglich erschienen zu glauben, daß man dem Göttlichen in besonderen Häusern näher wäre. Als das Christentum eingeführt war, da wurden Gotteshäuser nach Christenart mit Flachdächern gebaut. Der Germane aber will Himmelsweite über sich sehen und in seinen heiligen Hainen weilen. Erberinnern im Unterbewußtsein regte nun den Baukünstler an, von hochragenden Säulen mit hochstrebenden Pfeilern ein scheinbar von aller drückenden Schwere befreites Deckengewölbe tragen zu lassen. So war ihm das Schaffen Gotterleben geblieben, und alle die Deutschen, die solchen „gotischen“ Dom nun als „Christen“ betreten sollten, erlebten das Innere desselben nicht mehr allzu artfremd. Ein fernstes Erinnern der unterbewußten Seele an heilige Haine konnte in ihnen erwachen und da und dort etwas Gemütsbewegung erwecken. Ihre Seele ward also auch vor völliger Entwurzelung und Gemütsverarmung gerettet! Und dies köstliche Rettende, das Gotterleben wacherhaltende Wirken des Künstlers war nicht etwa in der bewußten Absicht, solches zu erzielen, geschaffen. Ach nein, nach heiligen Gesetzen wirkte die im unsterblichen Leben so bedrohte Volksseele im Unterbewußtsein des Schaffenden, und so ward das Werk solcher Gestalt dank ihrem Mitgestalten.

Ganz wie dem Baukünstler erging es dem Bildhauer und dem Maler. Einklang ersehnt die Seele zwischen Lehre und Erbgut. Wo wird sie sich also je bewußt machen wollen, daß die Gestalten, die ihr heilig sein sollen, Juden sind? Nein, sie sehnt sich eher darnach, dies zu vergessen. Wie aber könnte sie das vollkommener, als wenn sie Bilder gestaltet, in denen das Schönheitideal der eigenen Rasse Erscheinung wird? Nun ist den Künstlern das Gotterleben

im Schaffen gerettet! Und auch sie werden gerade hierdurch Retter des im Gotterleben bedrohten Volkes. Nun findet es in den Kirchen und an anderen Stätten die germanischen Männer- und Frauengestalten, und sein Rasseerbgut schwingt mit, wenn es sie betrachtet. In den Kirchen sitzt die germanische Asin Frauja mit ihrem schönen Töchterlein Kleinod auf dem Schoße, oft sogar mit den alten Insignien der Vorzeit, oder sie steht noch, wie einst die Ahnen im Mythos erzählten, auf der Mondichel, ihr Kind auf dem Arm. Wie rettete so die Umdichtung in germanische Gestalten da und dort ein Gemüts erleben trotz der Fremdlehre in dem armen, entwurzelten Volke! Wie schützte das vom Künstler gewählte Rasseideal vor der Untreue der eigenen Rasse gegenüber und vor Verherrlichung der jüdischen, wie schützte es vor Rassemischung und ward ein kleines Gegengewicht gegenüber den Schmähungen und Verleumdungen unserer Ahnen und den Verherrlichungen der Juden als „ausgewähltes Volk Gottes“, wie dies auch beides von Kanzeln und Schulkathedern so voll Eifer betrieben wurde. So rettete auch der bildende Künstler durch diese Umdichtung, durch die vermeintlich „christliche“, in Wahrheit Deutsche Darstellung das Volk vor dem Seelentode durch Erstickung des arteligenen Gotterlebens, rettete das Schönheitideal der Rasse bis in das Jahrhundert des Rasseerwachens und der Heimkehr zum Artgemäßen. Retter vor Seelentod - sich selbst und dem Volke - waren diese Künstler.

Die Dichter führten meist noch einen Schritt weiter! Bei ihnen ward nicht nur das Artgemäße als Ideal gegeben, nein, hier ward gar manches Wort bewußter Abwehr der so völlig fremden Moral und der so völlig untragbaren Charakterideale der Bibel eingewoben. Sie haben aus guten

Gründen fast immer völlig darauf verzichtet, biblische Stoffe selbst zum Dichtwerk zu erheben. Ganz im Gegenteil war bei ihnen der einzige Zusammenhang mit dem Christentum meist der, daß sie Christen ihres Volkes oder anderer Völker zum Vorturfe wählten und nur mittelbar da und dort einen Zusammenhang mit dem Christentume selbst aufnehmen mußten. Aber es gelang ihnen, durch alle Jahrhunderte der Verfremdung das Volk hinüber zu retten in das Jetzt, denn sie hielten das Charakterideal und die Moral des Deutschen durch ihre Werke hoch! -

Größer noch ist die Kluft zwischen dem sogenannten „christlichen“ Kunstwerk und der Fremdlehre selbst bei der heiligsten aller Künste, der Musik. Hier haben sich Priester und Fromme völlig damit begnügt, daß sie für christliche Feiern verfaßt und oft mit christlichen Worten verbunden wurden. Aber viel zu tief war eben in diesen Frommen durch die Fremdlehre die Volksseele und das Gotterleben verschüttet. So nahmen und nehmen sie überhaupt nicht mehr den tatsächlichen Inhalt dieses Gottgleichnisses in Tönen, Accorden und Rhythmen wahr. Wir staunen, wie taub sie sind, wie sie nicht erleben, daß diese Klänge und Rhythmen dem Christentume enteilen oder ihm überhaupt völlig fern, ja vielmehr köstliche Räuber Deutschen Gotterlebens sind, und daß christlich-fromme Stellen höchstens da und dort einmal anzeigen, daß der Schaffende noch nicht völlig frei von der Lehre wurde; so wenn die Darstellung der Angst vor dem „jüngsten Gericht“, vor dem „dies irae“, etwas mehr verrät als notwendige Anpassung an die Worte. Aber Deutsch, nicht christlich ist das Ewige dieser Musikwerke. Man gebe mir doch an, wo z. B. Mozart in seinem Totenlied, dem „Requiem“, das er in bewußter Todnähe verfaßte, wirklich christliche Demut, Reue, Ver-

ängstigung vor dem Tode, Zittern vor der ewigen Hölle, Bitte um die unverdiente Gnade ausdrückt. Nein, dieses Requiem kündet seelentiefe, gottnahe Kraft, freudige Lebens- und Todesbejahung in überwältigender Schönheit und kennt auch im tiefsten Schmerze nichts von christlicher Verzagttheit. So ward dies Werk des sterbenden Mozart mehr als die meisten anderen „christlich“ genannten Deutschen Musikwerke eine Revolution auf dem Gebiete des Gott-erlebens, eine Befreiung von der artfremden Todesver-ängstigung des Christentums. Ganz das gleiche läßt sich von den gemütsstiefen Werken Joh. Seb. Bachs sagen. Er gleicht sich nur zeitweise den Worttexten an, und schafft er ohne Wortbegleitung, so öffnet er sich und dem Deutschen Volke weit das Tor aus den dunklen Domen in die helllichte Freiheit Deutschen Gotterlebens. Ich wundere mich deshalb auch nicht wie die frommen Christen, die Bach's Werke für „frommes Christentum“ halten, daß er, wie uns dies sicher verbürgt ist, in der Kirche jeweils von seiner Orgel in den Keller flüchtete, wenn der Pfarrer mit der Predigt begann, und er sich erst zurückrufen ließ, wenn sie beendet war. Er floh dem wahren Christentum, um sich seine Deutsche Umdichtung desselben in seiner Musik zu retten! - Einer der herrlichsten Deutschen Befreier von der Christenlehre unter den großen Musikern ist Beethoven in seiner vermeintlich „christlichen“ „Missa solemnis“. Nie habe ich eine so gewaltige Deutsche Geistesrevolution gegen die Fremdlehre von der Erlösung durch Gnade gehört wie diese Missa. Ein stolzes Fordern der Menschenwürde, kein Betteln um Gnade ist sein „Credo“, und tiefe Menschenliebe, heldisches Deutschsein strömt uns aus diesem Werke entgegen. Schüchtern nur wagen sich einige wirklich christliche Stellen hinein. Es wundert mich nicht, daß Beethoven

dieses Werk, das er für die „Inthronisationsfeier“ seines Schülers, Erzherzog Rudolf, als Erzbischof von Olmütz komponierte, erst drei Jahre nach dieser Feier vollendete und die Missa so ausgedehnt gestaltet hat, daß sie bei der Meßfeier bei der Kirche nicht zu verwenden ist. In den Konzertsälen, in denen die Menschen Deutscher sind als in den Kirchen, übt sie denn auch ihre befreiende Wirkung heute noch. Nein, diese „Missa solemnis“ ist nicht, wie man erwähnt, ein „Beweis“ von Beethovens „christlicher Frömmigkeit“. Wir können sogar aus der Zeit, in der er sie schuf, das Gegenteil solcher Behauptungen nachweisen. Die Biographen Frimmel und Rolland berichten, daß Beethoven in der Zeit, in der er an der „Missa solemnis“ komponierte, einem Lehrer des Blöschlingerschen Erziehungshauses, in dem er seinen Neffen unterbrachte, gesagt hat: „Christus ist doch nichts als ein gekreuzigter Jude.“ 300 fl. Schweigegelder bezahlte Blöschlinger jenem Lehrer, um ihn davon abzuhalten, Beethoven wegen Religionvergehen zu verklagen. Zu solchem Worte und zu vielen anderen, die Beethoven sprach, gefellt sich harmonisch sein gewaltiges Werk, die „Missa solemnis“, die die Deutschen Seelen zum Deutschen Gotterleben aufrüttelt und von der Fremdlehre in einem Grade wegführt, wie es entwurzelte Christen mit ersticktem Gotterleben gar nicht ahnen.

Eine wundervolle, gottnahe, niemals bedrängende Art der Befreiung von der Fremdlehre sind alle diese unsterblichen Werke der Musik, die sehr zu Unrecht „christlich“ genannt werden, weil sie Umdichtung der Fremdlehre ins Artgemäße sind. Außerlich ganz in den christlichen Rahmen geschmiegt, lassen sie jeden frommgläubigen Christen, der innerlich nicht zur Befreiung reif wäre, völlig unbehelligt und geleiten nur den noch Deutsch Gebliebenen

weiter hin zur Heimkehr zum artgemäßen Gotterleben.

Neben den unsterblichen Kunstwerken dieser Art, die aus Sehnsucht nach Einklang mit dem Rasseerbgut und seiner Art des Gotterlebens die Fremdlehre ins Deutsche umdichteten, gibt es noch eine ganz anders geartete, wirklich ehrlich christlich-fromme „Kunst“. Wir sehen sie in herrlichen, gotischen Bauwerken gewöhnlich auf den überladenen Altären angebracht; sie zerschlägt uns meist das Kunsterleben. Wir lesen sie z. B. auch im Texte vieler Choräle, wir sehen sie in Gestalt von Kreuzfixen, die Jesus als Juden darstellen, und sehen sie als demütig knieende, um Gnade flehende oder in Halluzinationen schwelgende Heilige. Solche „Kunst“ spricht nur zu den frommen Christen. Den Deutschen gibt sie Wesensfremdes oder Krankes, sie erkennen durch sie die tiefe Kluft zwischen Fremdlehre und Erbgut, und so haben auch diese denn ihr ganzes andersartiges Amt der Befreiung der Deutschen. Kunstwert haben diese Werke fast nie, denn der Deutsche schafft sie in Entwurzelung und ohne Beteiligung seines eingeborenen Gotterlebens. So also steht es in Wahrheit um die sogenannte „christliche Kunst“. Die unsterblichen Werke sind Deutsch, die „christlich-frommen“ Darstellungen sind Deutscher Seele unerträglich und bergen für sie keinen erlebbaren Gottgehalt.

Deutsche Kunst aber wird bleiben, ja sie wird sich köstlich entfalten, wenn einst das Volk sich völlig freigemacht hat von dem fremden Stoffe, den sie umdichtete, um das Unheil der seelischen Heimatlosigkeit etwas zu mildern.

Rasse und Kunst

In der Folge 21/35 des „Am Heiligen Quell“ habe ich in einem Aufsatz „Was unsere Gegner hoffen“ die Mittel und Wege gezeigt, die ihnen helfen sollen, eine dicke Mauer zwischen meinen Werken und dem Volke zu errichten, ganz ähnlich wie durch Verleumdungen und Unwahrheiten in 20 Jahren eine Mauer zwischen dem Feldherrn und dem Volke erbaut wurde. Ich zeigte vor allem das Bemühen, die rassistisch erwachten Deutschen bei Irrtümern über die Gesetze der Rasseeigenart fest- und von meinen Erkenntnissen fernzuhalten. Doch erwähnte ich noch nicht ein besonderes Gebiet, auf dem vor allem so vorförglich gearbeitet wird. *)

*) Wenn den Feinden meiner Werke etwas so recht Unangenehmes, für ihre Ziele Gefährliches geschieht, dann merken wir das immer in ganz besonders gearteten Briefen, die in unseren ersten Kampf etwas Humor bringen. Allemal wandern dann einige besonders charakteristische Stichproben dieser Briefe nicht in den Papierkorb, sondern in verschiedene Mappen. Auf der einen steht „Jesultensendlinge“, auf der anderen „Hochgradbrüder“ usw. Solche Briefe haben immer das gleiche Rezept der Anfertigung, und wenn ich dieses Rezept hier bekannt gebe, so geschieht es aus dem Grunde, weil das Diagnofeststellen nun nachgerade so leicht geworden ist, daß es keine Freude mehr macht, und ich vielleicht hierdurch eine Rezeptänderung erreiche. In solchen Briefen, die Eindruck erhoffen, steht allemal eine große Lobpreisung, die das Wohlwollen und die Aufmerksamkeit erreichen und vielleicht auch das Schreibergefühl etwas einhüllen soll. Daneben finden sich dann Versuche, so nebenbei ein Inferioritätsuggestiönchen zu geben, natürlich mit dem Ausdruck warmen Bedauerns gepaart; daß man sich leider doch etwas schade, wenn man nicht dies oder jenes in Zukunft lieber unterläßt. In solches Beiwerk werden dann die gut gemeinten Anregungen und Ratschläge eingehüllt. Die Art nun dieser letzteren, die ganze Tonart der Ausführungen verrät dann die Gruppe der Urheber. Es gibt auch noch ganz andere Briefe, die den Schaffenden und Kämpfenden so ein klein bißchen aushorchen wollen, aber um diese

Der Jesuit hat am allerbesten und wohl auch am allerfrühsten erkannt, daß es für die Herrschaft der überstaatlichen Mächte sehr bedenklich ist, wenn alle die Zusammenhänge, die ich in meinem Werke „Des Menschen Seele“ zwischen dem Rasseerbgut im Unterbewußtsein, dem artgemäßen Gotterleben und der Kunst aufwies, durchdringen. Er weiß, wie wichtig sie für die Befreiung der Völker von der christlichen Weltreligion sind. In der Tat hat der Jesuit hier sicher recht. Die Gefahr ist groß, und so ist auch der Eifer nicht verwunderlich, den er in jüngster Zeit entfaltet hat. Aber hindern kann er nichts, im Gegenteil, die Erkenntnis wird weiter ins Volk getragen, und ich will über die Zusammenhänge zwischen Rasse und Kunst und die Art des feindlichen Kampfes einige Worte mitteilen.

Die Vertreter religiöser Weltherrschaftsziele, also Juda und Rom, haben natürlich ein großes Interesse daran, niemals die innigen Zusammenhänge zwischen Rasse und Kunst in den christlichen Völkern enthüllt zu sehen. Die völkischen Anpassungen der christlichen Kunstwerke, von denen wir in den Folgen „Am Heiligen Quell“ und in „Ludendorffs Volkswarte“ schon des öfteren Beispiele brachten, sind für Vertreter jüdischer und christlicher Weltherrschaftsziele immer nur traurige Notbehelfe der Übergangszeiten, der Zeiten also, in welchen es jenes „Teufelswerk“: die Nationen (nämlich die nichtjüdischen Nationen), noch gibt, und die „Erlösung der Nichtjuden aus Stamm, Volk und Sprache“ (s. Johannes-Offenbarung) durch das Christentum leider immer noch nicht vollständig ist. Gefahrdrohend ist ihnen vor allem das in meinen Werken gebotene Erkennen der tiefsten Ursachen der völkischen Eigenart der Kunst.

handelt es sich hier nicht. Leicht läßt sich aus der Art der Briefe dann auch ersehen, wer gerade am meisten erschrak, ja es läßt sich dies natürlich auch leicht voraussehen.

Nach dieser Enthüllung ist es vorbei mit der Wirksamkeit einer Phrase, die Kunst sei völlig erhaben über die Rasse, ebenso wie die Religion über das Blut erhaben sei. Wichtig an diesem Irrtum ist nur die Gleichstellung von Religion und Kunst in ihrer Beziehung zur Rasse, aber weder Kunst noch Religion sind von ihr unabhängig.

Freilich gibt es nur eine Wahrheit über das Wesen aller Erscheinung, das die Menschen „Gott“ nennen, über Sinn des Menschenlebens, des Todes, der angeborenen Unvollkommenheit. Die Gottlehren der Rassen und ihrer Völker können der Wahrheit, d. h. der Übereinstimmung mit der Tatsächlichkeit, sehr fern, weniger fern oder nahe stehen. Aber der Weg, den sie zur Erkenntnis beschreiten, ist verschieden, die Um- und Abwege, auf die sie geraten, zeigen nicht nur übereinstimmende Irrtümer der Vernunft, sondern auch gewaltige Unterschiede, die bestimmt sind von dem Erbgute im Unterbewußtsein. Dies ererbte Gotterleben begünstigt auch bei jeder Rasse und ihren Völkern unterschiedliche Strahlen der Erkenntnis der Wahrheit, die sich in die Flut der Irrlehren als Erleuchtung segnend senken. So unterscheiden sich denn die Rassen und ihre Völker gar sehr in ihren von dem ererbten Gotterleben mit befruchteten und gestalteten Gottlehren. Aber nicht nur die Erkenntnisse und die Irrtümer, nein auch die Auswirkungen beider sind von der Art des Erbgutes abhängig. Ohne Gewalt oder Suggestivarbeit lassen sich die Lehren nur dann im Volke wach-erhalten, wenn sie sich selbst von Fremdwirk freihalten und das Gemüt des Volkes daher bewegen. Es ist also Torheit und Gefahr des Unterganges, wenn den Völkern glauben gemacht wird, weil es nur eine Wahrheit gibt, so müsse es auch eine „Weltreligion“ für alle geben können, die die Wahrheit allen Völkern lehre. Wenn eine Lehre wirklich

Wahrheit birgt, so ist die hier genannte vor allem in ihr enthalten und dann wird sie vor allem die Völker warnen, ihr arteigenes Gotterleben aufzugeben. Eine solche Warnung wird in meinen Werken ganz besonders dringlich gegeben und begründet, gerade weil sie an Stelle von Wahn Erkenntnisse stellen können.

Der Reichtum unseres Gotterlebens liegt aber wahrlich nicht allein in der Erfüllung des göttlichen Wunsches zur Wahrheit, der uns über jene letzten Fragen des Lebens sinnen und uns nicht ruhen läßt, bis wir im Einklang mit dem Tatsächlichen stehen, sondern alle Fähigkeiten des Bewußtseins sind von göttlichen Wünschen überstrahlt. Sie alle sind an sich erhaben über alle rassische, völkische und persönliche Eigenart, und dennoch ist die Art, wie sie erlebt und erfüllt, und der Grad, nach dem sie verkannt und erkannt werden, von der ererbten Eigenart mit bestimmt. Vor allem das im Unterbewußtsein lebende ererbte Gotterleben und der von ihm gestaltete ererbte Rassecharakter gestalten an der Eigenart dieses Erlebens und Erfüllens der göttlichen Wünsche, und deshalb ist auch die Kunst ebenso innig mit diesem ererbten Gotterleben verwoben, wie es die artgemäßen Gottlehren sind.

Jedes Kunstwerk ist, wenn es wirklich so genannt werden darf, ein Erscheinung gewordener Wesenszug Gottes, beherrscht von dem göttlichen Willen zur Schönheit und, bei unterschiedlichen Rassen in unterschiedlichem Grade, auch von dem Willen zur Wahrheit. Wesenszüge Gottes aber sind unendlich vielgestaltig, und die Wahl der Aufgabe, die der Künstler sich stellt, ist denn auch eine unendlich reiche. Sein rassisches, sein völkisches*) Erbgut wählt mit die Auf-

*) In meinem Werke „Die Volkseele und ihre Machtgestalter“ habe ich die Rassen mit den Sippen, die Völker mit den einzelnen Sippen-

gabe, den „Stoff“ des Kunstwerkes, ohne daß ihm dies bewußt wäre, ebenso wie seine persönliche Eigenart, und schon dadurch hat sein Wert auch rassisches und völkisches Gepräge. Noch inniger aber ist das Werk mit diesem Erbgute verwoben dank der Eigenart, in der die gewählte Aufgabe nun im Kunstwerke in Erscheinung tritt. So erhaben also an sich der Wesenszug Gottes auch ist, der gleichnißhaft im Kunstwerke Erscheinung erhält, das Kunstwerk selbst ist in seiner Gestaltung vom Rasseerbgute mit geprägt. Unterschiedlich freilich ist bei unterschiedlichen Werken der über aller Rasseeigenart stehende, und der rassisch bedingte Gehalt in ihrem Verhältnis zueinander. Aber der Wert des Gotterlebens im Künstler selbst und seine Fähigkeit, es würdig zum Ausdruck zu bringen, also sein Können, bestimmen allein den Wert des Werkes.

Wer diese Gesetze an der Wirklichkeit nachprüfen will, der darf freilich nicht Kunstwerke anderer europäischer Christenvölker mit jenen seines Volkes vergleichen. Denn einmal sind diese Völker reichlich durchsetzt vom Blute nordischer Rasse, und zum anderen stehen sie alle seit Jahrhunderten unter der christlichen Lehre, sind also aus dem Volkstum entwurzelt und vom jüdischen Volke durch die Bibellehre stark beeinflusst. So müssen denn ihre Kunstwerke eine gewisse seelische Verwandtschaft aufweisen. Nur der Blick auf Kunstwerke der Völker anderer Rassen, die noch in ihrem Volkstum fest verwurzelt sind, belehrt über die Tatsächlichkeit dieser Gesetze. Aber auch hier darf man nicht etwa chinesische oder japanische Dichtwerke, die zuvor in unsere

mitgliedern verglichen. Die Völker, die sich als Stämme innerhalb der Rasse sonderten, erhalten durch die Vererbung ihrer Stammeseigenart allmählich eine immer mehr gefestigte Eigenart gegenüber anderen Stämmen, ich nannte sie daher „Rassepersönlichkeiten“.

Muttersprache übertragen wurden, als Beispiele ansehen. Durch die Übertragung in unsere Muttersprache wurde ja dem Kunstwerk eines der wichtigsten völkischen Gepräge genommen und unsere völkische Eigenart gegeben. Eine japanische Malerei, ein chinesisches Bauwerk aber können uns beweisen, daß hier sicherlich überrassische und auch völkische Wesensbestandteile sich einten. Die Erfüllung des Wunsches zum Schönen und oft noch anderer göttlicher Gehalt also geben dem Kunstwerke überrassische und übervölkische Werte, die jedes Volk miterleben kann. Aber auch das rassische und völkische Erbgut hat das Kunstwerk in seiner Eigenart geprägt. Die Kunstwerke beweisen uns, daß jene Völker den göttlichen Willen zum Schönen, wie er sich zum Beispiel in der Natur erfüllt, in anderer Eigenart erleben. Sie sehen die Natur anders wie wir, wählen anders wie wir aus dieser Bildschrift Gottes. Je höher an Wert das Gotterleben des Künstlers, je gottnäher es war, je größer sein Können war, diesem Erleben würdigen Ausdruck zu verleihen, um so leichter wird dies Kunstwerk jene überrassische Aufgabe erfüllen können, anderen Rassen und ihren Völkern Schönheiten zu offenbaren, die ihr eigenes Auge eher überfah oder nicht innig genug aufnahm.

Schwer erkennbar waren diese tiefen Zusammenhänge zwischen ererbtem Gotterleben und der Kunst in einem Volke, das wie das unsere seit Jahrhunderten mit Gewalt in einer Fremdlehre erzogen und gehalten wurde. Aber gerade das Schaffen der christlichen Jahrhunderte ist, nun die Gesetze gefunden sind, ein Lehrmeister für die Zusammenhänge. In meinem Werke „Des Menschen Seele“ zeigte ich, wie sehr die Künstler vergangener Jahrhunderte, wenn sie „kirchliche Kunst“ schufen, unter dem Zwiespalt des ererbten Gotterlebens und der gestellten Aufgabe litten. Unbewußt

trachteten sie dann durch Umdichtung des gewählten Stoffes ihr Kunstwerk in Einklang mit dem Rasseerbgut zu bringen. So wurden die Juden der Bibel unter ihren Händen zu Ariern, die dem Volke „schön“ galten. Die Fremdartigkeit des Stoffes wurde dadurch etwas verhüllt, und um so besser konnte der Zwiespalt auch im Beschauer überwunden werden. Freilich, als das Rassebewußtsein in den Deutschen wieder erwachte, war die Täuschung bald unwirksam. Den „Neuheiden“ ist der Stoff, der in der kirchlichen Kunst des Mittelalters dargestellt wurde, heute schon „unerträglich“, und nur ein stark entwickelter Kunstsinne macht es möglich, das oft so hohe Können der Künstler jener Tage trotz dem „unerträglichen Stoff“ wahrzunehmen und zu werten. Die Gesetze, die ich über die Entstehung all dieser den Stoff umdichtenden Kunstwerke enthüllte, sind freilich für die Christen sehr gefährlich. Baute doch Rom auf nichts so fest seine Irrlehre von der „hohen Kultur“, die das Christentum uns gebracht hätte, wie gerade auf die kirchliche Kunst auf.

Auf zweierlei ganz verschiedene Weise sucht man nun dieser Gefahr zu begegnen. Mehr denn je werden allerorts die Kunstwerke des Mittelalters angepriesen, und sorgsam werden alle jene, die keine Umdichtung brachten, die die Juden der Bibel auch ruhig als Juden darstellten, zurückgedrängt. Aber alle die arischen Maria-, Eva-, Jesus-, Moses- und Davidgestalten füllen die Zeitschriften, und an ihnen wird allerwärts eifrig „bewiesen“, wie doch das Christentum dem Deutschen Volke „in Fleisch und Blut“ übergegangen, wie es sein Gemüt bewege, wie es ihm „aus der Seele gesprochen“ sei, wie es die Kunst befruchtet habe, wie gerade die kirchliche Kunst beweise, daß „Christentum und Deutschtum eins seien“. Haben die rassistisch Erwachten nie etwas von den Gesetzen gehört, die ich nachwies, so

stehen sie in der Gefahr, sich wieder erneut einlullen zu lassen!

Wo aber sind die schaffenden Künstler in unserer großen Zeit des Erwachens zur Deutschen Gotterkenntnis? Nur wenige befassen sich mit den genannten Gesetzen, die sie doch mehr als jeden anderen angehen! Die meisten lassen sich gar leicht durch regsame, in ihre Kreise entsendete eifrige „Abgesandte“ der Jesuiten ungefährlich für das Christentum machen. Am leichtesten ist dies bei jenen zu erreichen, die es für ganz unter der Würde eines Künstlers, halten, sich um die großen Volksfragen zu kümmern. Sie lassen sich gern einflüster, ihr heiliges Amt des künstlerischen Schaffens litte Schaden, wenn es sich „auf die Plattform des Tagesstreites“ hinabbegäbe. Von dem Christentum auferzogen in der Lehre, daß die Sorge für die eigene Seele das allein Wichtige sei, übertragen sie diese Anschauung gern auf ihr Schaffen. Sie merken gar nicht, welche ungeheure Gottwidrigkeit es ist, wenn sie sich ein Gotterleben, ihr Schaffen, durch eine Herzlosigkeit ihrem Volke gegenüber erkaufen. An der Tür ihrer Künstlerwerkstatt hört für sie die Welt auf, und sie sind hierauf noch stolz! Wie leicht hat es dann der Feind der Volksbefreiung, ihnen einzureden, daß die ganze Rassenfrage - da sie von einer politischen Partei von Staats wegen unterstützt und gefördert wird, - eine „politische Frage“ sei, die mit der Kunst gar nichts zu tun habe. Es sei nichts anderes als eine Entwürdigung der Kunst, wenn man vergäße, daß sie „völlig erhaben über die Rasse“ sei, und nichts anderes als Entwürdigung, des Künstlers, wenn man von ihm Rassetümliches erwarte.

Bei solcher Irreführung steht noch die Hilfe zu Gebote, die jene Kreise ungewollt leisten, die dem Wahne der Rassevergottung verfallen sind. Sie fällen allerdings so unmög-

liche Werturteile, preisen wertloses Nachwerk in den Himmel, stehen verständnislos dem Schaffen anderer Völker gegenüber, so daß es um so leichter ist, den Künstlern den Wahn zu stärken, daß die Lehre der Einwirkung der Rasse-eigenart auf die Kunst eine traurige politische Entgleisung sei, die sich der Künstler ganz gründlich verbitten müsse! Ja, die lebenswichtige Erkenntnis erachten sie für eine Unkultur schlechthin, die doch hoffentlich bald wieder überwunden wird! So harren denn derartige volksfremd gewordene Künstler tatsächlich auf die Christen und Juden fröhliche Verheißung, daß „die Welle des Rasseerwachens“ bald wieder verebben werde. Erleichtert wird solches gefährliche Urführen ferner noch dadurch, daß weiteste Kreise der rassistisch Er wachten glauben, sie müßten die Erkenntnisse, die ich ihnen in dem oben genannten Werke gab, völlig unbeachtet lassen und sich mit ihrem Halberkennen begnügen. Sie wähnen, daß der Künstler ganz bewußt „Rassistisches“ schüfe. Meine Darlegung, daß die Einflüsse der Volksseele aus dem Unterbewußtsein gerade nicht bewußt sind, kennen sie nicht. Der gotische Dom ist z. B. nicht etwa von den Künstlern, die ihn schufen, bewußt mit dem Ziele der Nachbildung eines heiligen Haines geschaffen! Das artgemäße, ererbte Gotterleben, das im Unterbewußtsein der christlich erzogenen nordischen Künstler lebte, ließ sie das niedere Dach als Enge und lastende Schwere des „Gotteshauses“ erleben, und so trachteten sie, diesem ragende Höhe, dem Dachgewölbe scheinbare Gewichtlosigkeit zu verleihen. Das Ergebnis war dann in gar manchem Betracht dem heiligen Hain der Ahnen verwandt. Aber sie kannten ja gar nicht die Sitten der heidnischen Vorzeit, wußten nichts vom Gotterleben der Vorfahren, dafür hatten ja die Christen gut gesorgt. So sind sie denn ein besonders überzeugendes Bei-

spiel dafür, daß das Mitwirken der Volksseele vom Unterbewußtsein aus dem schaffenden Künstler eben nicht bewußt ist, sondern daß das Erbgut im Unterbewußtsein Anteil an ihrem Schaffen hatte, ohne daß sie sich dessen bewußt waren.

Während die rassistisch erwachten, aber vom Christentum noch nicht gelösten Deutschen sich also durch entsprechende Propaganda in Bildern dazu belehren sollen, die christliche Kunst des Mittelalters „Deutsch“ zu nennen, sollen die nicht rassistisch erwachten Künstler unsere Erkenntnis verzerrt erfahren und sich in den Wahn einlullen, es handle sich um ein „Hineintragen der Politik in die Kunst“ und um Irrlehren. Um so wesentlicher aber ist es, die Erkenntnisse, die die Gegner fürchten, ins Volk zu tragen und den ausgestreuten Irrlehren das Verwirren zu erschweren.

Freilich zeigen uns diese Erfahrungen auch die hohe Verantwortung, uns völlig frei von den Scheuklappen zu halten, die alle Rassegrößtenwahnsinnigen anlegen. Unser Volk wird durch Selbstverhimmelung ebensowenig, ja noch weniger vor dem Untergang bewahrt und zum Aufstieg geführt als durch die bei den Christen übliche Unterschätzungen des Volkserbes. Wir überwinden diesen Fehler nicht, um noch viel gefährlichere Überschätzung der eigenen Leistung und Unterschätzung der Kunst anderer Rassen zu betreiben, der wir ja doch niemals so gerecht werden können wie der eigenen, weil sie nicht im gleichen Maße Widerhall in unserem Gemüte wecken kann. Auch hier gilt, ganz wie auf dem Gebiete der Moral, die ernstste Warnung der „Runen des Lebens“ (Tr. d. U.):

Denn wisse, wie immer du fälschest Gewichte,
Ob du zu schwer, ob du zu leicht
Die eigene Leistung bewertest,
Dies irrige Wägen wird dir und dem Volke
Den Weg zur Vollkommenheit hemmen!

3. Unser Gotterkennen und seine Moral

Verbrecherische Fesseln

Es ist ein selten schöner Vorfrühlingstag. Wenngleich rings um uns noch der Winterschnee hoch liegt und erst unten in den Tälern der Wiesenhang frei ist und üppige Frühlingsblumenpracht in leuchtenden Hochlandfarben glüht und blüht. Doch Ihr fragt, warum wir nicht lieber auf den blühenden Alpen blieben, warum wir hier hinauf zu den Winterschneegipfeln steigen und uns auf einem Vorgipfel auf einem aperen Waldgrund lagern, dort, wo einer Tanne wärmender Schutz den Schnee schon völlig schwinden ließ. Blickt um Euch in die Weiten der gleißenden Berggipfel, sie geben Euch auf diese Frage die rechte Antwort.

In stummer Ehrfurcht vor der erhabenen Größe der Natur schweift Euer Blick über die ragenden Schneegipfel und die leuchtenden Hänge und ruht dann auf den lachenden Tälern mit ihren sprudelnden Bergbächen, ihren blühenden Alpen und traumhaften Dorfhäusern, und ihr fühlt an dem reichen Erleben, das Euch geschenkt ist, warum wir gerade diesen Rastort gewählt haben.

Nirgends könnte Euch wohl die Natur trefflicher das Lied der königlichen über aller Enge erhabenen göttlichen Freiheit singen, nirgends könnte sie Euch die herbe leuchtende Reinheit alles Göttlichen so tief in die Seele legen. Nirgends könnte Euch die strahlende Sonne so sehr die Her-

zenswärme wecken, wie hier inmitten des glitzernden Bergschnees, und nirgends mag Euch des Lenzes liebliches Blühen so sehr als todumloht und vergänglich erkennbar sein wie hier, wo die ernsten Schneehäupter auf die blühenden Älmen niederschauen und bis in den Sommer hinein an des nahenden Winters Kommen gemahnen.

Und wenn Ihr das alles lange und tief geschaut und erlebt habt, dann laßt uns einmal zu den Menschen hinüberblicken, die in den Häusern da unten ihre Heimat haben, ob sie von dem Wesen all dieser Natur den Widerschein zeigen.

Des Lenzes kurzen, sehr vergänglichen Frohsinn werdet Ihr bei manchen nur in den jungen Jahren, bei manchen aber bis hin zum Tode finden. Ja Ihr seht manchen Greis, dessen Lenzesfreude mit jedem Jahre herzinniger und bewußter wird. Den tief in die Seele dringenden herzwärmenden Sonnenschein und die hehre Reinheit der Gipfel findet Ihr meist nur in der Kinder leuchtenden Augen, die Herangewachsenen schon zeigen beides nur hin und wieder. Die Sorgen und Nöte des Daseinskampfes ließen bei den meisten Menschen den Sonnenschein im Auge und Herzen und viel klare Reinheit schwinden. Nur einige zeigen, je näher sie dem Grabe schreiten, um so wärmeren Sonnenschein im Blick und um so lichtere Reinheit im Herzen.

Aber wo findet Ihr einen Widerhall des erhabenen Liedes der königlichen Freiheit, das Euch die leuchtenden Gipfel singen?

„Ach, jeder ist da doch im Berufe so gebunden“, so meint Ihr, wie abhängig sind sie alle von irgendwelcher Befehlsgewalt, und dies, so denkt Ihr, sei eben ihre Enge, ihre Unfreiheit.

Wie irrt Ihr. Niemals wird eines Volkes Erhaltung

und ein Lebenskampf des einzelnen im Volke ohne Einordnung in die Gemeinschaft möglich sein. Nicht die Unterordnung im Berufe, nicht der Zwang der Pflichten gibt die Enge, nimmt die göttliche Freiheit, die hier oben Euer Auge in unermessliche Fernen lockt. Diese Enge ist geschaffen von der Ohnmacht und Verkümmern der göttlichen Kräfte ihres Ichs. Wie in der Seele des kleinen Kindes schaut dieses Ich allem törichten Lustwollen, allem Vernunftstirren und Zweckhandeln nur zu, ohne je das köstliche Vorrecht, in der eigenen Seele zu herrschen und göttlich zu herrschen, noch zu üben. Es ward in der Menschenseele eine Freiheit wahrhaft göttlicher Art, die keinem anderen Lebewesen gegeben ist, die auch keinem Menschen genommen werden kann durch die Pflichten des Kampfes um sein Dasein, die er sich aber seit je in einer ganz unbegreiflichen Stumpfheit nehmen läßt oder nimmt. Es ist die heilige freie Wahl, die immer wieder bei jeder Tat und jeder Unterlassung an ihn herantritt, die Wahl, das göttliche Wünschen im Ich die Tat bestimmen zu lassen, nicht aber einem törichten Wollen der Lust oder des Zwecks oder gottfermem Wollen zu folgen. Diese wahrhaft göttliche Freiheit ist in ihrer Vollendung erst bei dem Menschen verwirklicht, dessen Ich zum göttlichen Wollen voll erwacht ist, und das Herr ist in seiner eigenen Seele, einziger Herr über das Bewußtsein. Aber wenn auch die Menschenseele sich noch nicht zu dieser Vollkommenheit umschuf, so gibt es in ihrem Leben der Stunden gar viele, in denen das Ich so gottdurchdrungen ist wie im Vollkommenen und auch über Tun und Unterlassen schon als Herr der Stunde steht.

So liegt denn über jeder Menschenseele, die sich noch nicht selbst gemordet, zum plappernden Toten umgeschaffen hat, die köstliche, königliche Weihe der Möglichkeit göttlicher Tat

und göttlicher Unterlassung, göttlich wahren Denkens, göttlich gerichteten Fühlens und Wahrnehmens. Um dieser löstlichen Möglichkeit willen, die auch noch dem Unvollkommensten unter den Menschen gegeben ist, gibt es nur ein Verbrechen an der Menschenseele, das ohnegleichen ist, da es diese königliche Freiheit freiwilligen göttlichen Entscheides dem Menschen nimmt, und das ist der Frevel, ihn durch Eide und Gelübde für die Zukunft zu binden.

Ihr seid gewohnt, Gelübde und Eide etwas Feierliches und Wunderschönes zu nennen, denkt auch da der Ahnen gerne, von deren feierlichen Eiden in der Edda erzählt wird, und nennt nun Eide „artgemäß“. Nirgends aber kann Euch so nachdrücklich gezeigt werden, daß das Leben eines Volkes weit Ernsteres fordert als blindes und gedankenloses Nachahmen der Ahnen. Das Unheil der Entwurzelung unseres Volkes, das Überlisten durch seine Todfeinde wären wohl schwerlich je möglich gewesen, wenn die Ahnen nicht die unheimliche und unheilvolle Unsitte der Gelübde und Eide gehabt hätten. Hatte der Feind erst einen Deutschen eidlich gebunden, verpflichtet, so war er und ist er seiner sicher. Dem Gelübde hält der Deutsche die Treue bis zur Untreue wider sich selbst, bis zur Untreue wider sein Volk und das Göttliche in ihm selbst. Er, der freheitsdurstige Deutsche, vergaß und vergißt, daß jedes Gelübde bindet.

Als die Ahnen noch rassisten lebten, konnte der Eid, dem Führer und Freunde gelobt, sie zum mindesten nur selten zu Sippenverrat und Volksverrat verpflichten. Aber dennoch war das Unheil ihrer Eidbindungen groß, und in manchem Heldenlied der Edda werden die unheilvollen Folgen der Eidbindungen besungen, wenngleich nicht die Eide selbst als Unrecht erkannt wurden. Unser armes Volk, das

alles verlor, was der Ahnen Kraft und Stärke war, das unter der Fremdlehre alle Sittenreinheit, Keuschheit und Beherrschung einbüßte, das allen Stolz der Freien sich verkrümmern und alle Heilswege seines Blutes sich versperren ließ, hat durch die List bewußter Volksfeinde die Gefahren, die seinem Blute drohen: Widerstandsarmut gegenüber den Raufgüsten und Zerbrehen der Freiheit durch Gelübde und Eide, nicht verloren, nein, man hat im Gegentheil diese Unheilswege gehegt und gepflegt in dem Jahrtausend des Christentumes.

Nun fragt Ihr, ist es denn nicht ein gewaltiger Unterschied, ob ich mich einem edlen Ziele eidlich verpflichte oder unvollkommenen Menschen oder endlich unbekannten Oberen oder schlechten Menschen und Zielen? Gewiß ist da ein großer Unterschied des Unheils, denn Unbekannten oder Schlechtem sich binden, ist Gefahr des Seelenselbstmordes.

Der Eid, das Gelübde, dem Schlechten gelobt, nimmt dem Menschen die königliche Würde, in seinem Tun und Lassen stets göttlich sein zu können. Das Seelenverwerfen durch das Geloben an unbekannte Obere, deren Befehlen jedweder Art man folgen soll, kommt gleich nach dem Eide an das Schlechte und an Verbrecher. Der Eid, das Gelübde, „bindet“ den Freien, nun ist er zum Sklaven geworden und noch dazu Knecht eines Herrn, der ihm keinerlei Gewähr bietet, daß er nicht auch Schlechtes, niedriges Handeln und Unterlassen von ihm verlangt. Seht dort unten in dem stilllichsten der Häuser lebt ein Freimaurer, durch Würden gar hoch ausgezeichnet, und keiner seiner Mitbürger ahnt, daß er sich in Gelübden band, und wie er sich band, und daß er sich auch noch durch Wiederholen der Gelübde entehrt. An seinen Händen und Füßen klirren die Ketten, er ist gebunden. Eidbruch verstellt ihm den Weg zur Freiheit, und wenn

er erkennt, daß dieser Eidbruch ein weit kleineres Verbrechen wäre als das Sich-Binden, wie sein Orden es ihm abverlangt, so bleibt als Binde, die ihn gefesselt hält, die Angst vor den Strafen, die sein Orden auf das Brechen des Eides legt. Nicht er, sondern sein Orden entscheidet, ob er davor verschont bleibt, wider bessere Einsicht unrecht handeln zu müssen. Zwiefaches Verbrechen waren seine Eide, sie banden ihn und drohten ihm. Ein furchtbares Unrecht: das Verleugnen der Ordenszugehörigkeit, zumindest, oft aber auch Schlimmeres, wird ihm abgezwungen.

Wie aber kam es, daß er sich so binden ließ?

Er war noch ein Kind, da fesselte man ihn schon, und zwar in der heiligsten und ernstesten, nur vom reifen Menschen zu entscheidenden Frage, in der Frage der Gotterkenntnis. Seht dort drüben tollt im kindhaften Spiel die Jugend um die Gartenmauer, die vor wenigen Tagen für reif genug gehalten wurde, um zu entscheiden, ob sie überzeugt ist von dem ihr befohlenen Glaubensbekenntnis, und die man obendrein noch in der Frage der heiligen Freiwilligkeit, in der Frage der Gotterkenntnis durch ein öffentliches und feierliches Gelübde für alle Zukunft ihr ganzes Leben band. Glaubt Ihr, daß eines der Kinder, die da fröhlich im Spiele tollen, daran denkt? Glaubt Ihr, daß eines von ihnen das Klirren des Kettleins hört, mit dem seine innerste Glaubensüberzeugung nun für das ganze Leben gefesselt sein soll? Ach nein, keines von ihnen macht uns diesen Eindruck! Dort drüben in dem Hause, da sitzt ein Altersgefährte von ihnen am Fenster und liest eifrig in einem Buche. Der nahm es ernst mit dem Gelübde, der fühlt sich feierlich gebunden und freut sich noch seiner Gebundenheit. Sein Glaube sieht ja in dem Knechtwerden, in der Selbsterniedrigung den Heilsweg der Seele, so kann

er sich denn gar nicht genug binden und bereitet sich zu neuen Gelübden und Eiden vor, die ihn noch mehr fesseln und binden sollen. Er wird wohl in seinem langen Leben nie mehr die göttliche eid- und gelübdefreie heilige Freiwilligkeit jeder That und Unterlassung atmen. Auf den Berg-
höhen wird er nie mehr stehen. Gebundenheit an das Gute scheint ihm nie mehr frevelhafter Widersinn.

Aber was ist an den anderen geschehen, den Kindern, die es so wenig ernst und tief mit ihrem feierlichen Gelübde für das ganze Leben nahmen, daß sie heute wohl schon gar nicht mehr daran denken und sich nicht im mindesten „gebunden“ fühlen? Sie büßten zwar ihre Freiheit nicht ein, sie blieb ihnen gerettet. Aber es ist der Grund in ihrer Seele zu einer grenzenlosen Flachheit gelegt. Wer das öffentliche Gelübde des Glaubens in der Kirche als halbes Kind so unwichtig nehmen lernte, wer es als äußerliche „Form“ mitmachte, wie sollte der wohl je einen Eid scheuen, ihn wichtig und nicht als Formsache nehmen?

Wer als Kind ein solches Gelübde mit allen anderen ablegt, obwohl er doch so herzlich wenig überzeugt ist von dem Einzelinhalte seines abgelegten Zeugnisses, wer als Kind erlebt hat, wie wenig sich seine Eltern und seine Lehrer um den Grad seiner inneren Überzeugtheit bekümmert und gesorgt haben, und wie viele seiner Kameraden, die offensichtlichen Unglauben bekundeten, dennoch dem Gelübde unterzogen wurden, wie sollte der nicht ebenso gedankenlos sich später durch Eidgelübde des Geheimordens an bekannte und unbekannte Menschen binden lassen?

Eine grenzenlose Verflachung der Eidbindung gegenüber, das also ist noch der kleinste der Schäden, die durch kirchliche Gelübde hier angerichtet wurden. Alle die vielen Treueschwüre an Orden, die nun eine Kette nach der an-

deren diesen Fluchgewordenen anlegen, schließen sich so leicht um die Hand- und Fußgelenke, wegen dieses ungeheuerlichen Rindergelübdes, wie es die christlichen Konfessionen ablegen lassen.

Das mag wohl manchem hier oben auf den freien Höhen bei einigem Nachdenken einleuchten, wie sehr ein Eid an bekannte oder gar unbekannte Personen dem Menschen die heilige Möglichkeit nimmt, in jeder That oder Unterlassung des Lebens gottgeeint sein zu können. Ja, es mag auch jeder begreifen, daß dies einen ungeheuren Verlust der Freiheit bedeutet, selbst wenn es so vielen Menschen tatsächlich nur selten möglich ist, ihr Ich so voll in ihrer eigenen Seele im göttlichen Entscheid herrschen zu lassen.

Es ist die seltene Möglichkeit ein gar köstliches Gut, und um so köstlicher, als nie vorher zu wissen ist, wann sie siegt, und weil überdies jede Verwirklichung solch freiwilligen, gottgeeinten Handelns oder Unterlassens die göttliche Kraft im Ich der Seele stählt. Mag immer dem mit Arbeit überlasteten Menschen in Wirklichkeit noch so selten möglich sein, eine weite Wanderung zu machen, an dem Tage, an dem es ihm durch ein Leiden für immer unmöglich gemacht wäre, wird dies dennoch ein gar großer Verlust. Ganz ebenso ist es mit den Eidbindungen, die des Menschen Handeln festlegen, selbst wenn sie noch so seltene Möglichkeiten nehmen sollten. Auch das wollt ihr mir nun zugestehen und erst recht erkennt Ihr, daß die Eidbindung an eine religiöse Überzeugung ein ganz ungeheures Unrecht ist, weil sie die Geistesfreiheit des Erkennens knebelt und die meisten zur Unwahrhaftigkeit auf dem heiligsten Gebiete des Menschenlebens verlockt.

Ihr fragt weiter: „Ist denn nicht eidliche Bindung in unserem Volke unentbehrliche Nothwendigkeit, um die Volks-

erhaltung zu sichern?" Gewiß sind Entwurzelung und Entartung durch Fremdlehre soweit gediehen, daß Notwendigkeiten zur Stunde in Fülle bestehen, die, für alle Zeiten erstrebt, das größte Unheil wären! Man muß auch bei Seuchen Verordnungen geben, die nicht für immer erstrebt werden. Bestehen aber die Eidesverpflichtungen, so ist es umso wichtiger, das Unheil, das sie auslösen, klar zu erkennen und einem Ziel zuzustreben, das sie überwindet.

Wißt Ihr nicht, was selbst diese Eide für Unheil anrichten? Das Gutsein ist seinem innersten Wesen nach vor allem heilige Freiwilligkeit. Eide, die die Pflichterfüllung geloben, nehmen dem Menschen also das Kostlichste, sie nehmen ihm das Gutsein, weil sie die Freiwilligkeit nehmen.

Seht, dort geht einer über die Straße zu seinem Amte. Er hat einen Eid abgelegt, daß er seinen Beruf pflichttreu erfüllt. Seht die Ketten, die hinter ihm über den Boden klirrend schleifen. Er ist gebunden, hat sich eidlich verpflichtet, und da jedes Unterlassen der Pflicht Eidbruch wäre, so weiß er für sein ganzes Leben niemals mehr, ob eine seiner Pflichterfüllungen noch den Adel heiliger Freiwilligkeit trägt! Sein Eid zwingt ihn, ein pflichttreuer Mensch zu sein, und so kann er niemals mehr in seinem Leben wahrhaft pflichttreu seinen Beruf erfüllen. Der Eid nimmt ihm die Menschenwürde und die heilige Freiwilligkeit des Gutseins, könnt Ihr das erkennen?

Ja, er trägt noch andere Ketten, er schwor nicht nur den Dienst-, auch den Fahneneid. Er zog aus, den Feinden des Vaterlandes entgegen, ging seinen heiligsten Gang, den gewaltigen, da er sein junges Leben dem Leben des Volkes opferte, den Todesgeschossen preisgab, mit einer Kette an seinem durch Heldenwollen und Heldentat geweihten Leibe. Einen Eid hatte er geloben müssen, einen Eid, der den

Schurken nie bindet und dessen der Held nie bedarf. Nur im völligen Vergessen dieses Eides konnte er sich den erhabenen Ernst und die Weihe seines Hinschreitens in die Grauen des Kampfes für sein Volk retten.

Was hätte wohl dieser Eid in den Gefahren und Schrecken des Kampfes wirken können? Hätte er nur einer einzigen Kugel getroffen? Die Strafe, die dem Kampfflüchtling drohte, die war es, die die zaghaften Seelen ausharren ließ. Die Starken aber vergaßen der Eidpflicht und erhielten die Kraft zur Tat aus diesem Vergessen und der erhabenen Freiwilligkeit des heldischen Willens.

Auch der Eid zur Pflicht kann also seines Verbrechens, das er am Menschen anrichtet, nur dadurch beraubt werden, daß der Mensch sich bemüht, diesen Eid zu vergessen und sich hierdurch die heilige Freiwilligkeit des Gutseins zu retten!

Ahnt ihr, daß die Notwendigkeit eidlicher Verpflichtung zur Pflichterfüllung in einem entwurzelten und entarteten Volke zum großen Unrecht wurde, stünde nicht das Ziel vor Augen, ein artbewußtes, zur Pflichterfüllung schon in der Kindheit erzogenes Volk von solcher Bindung in Zukunft befreien zu können?

Welcher Eid bliebe denn, der sich nicht als Sklaventette erwiese? Etwa das Gelübde der Treue, das sich Liebende und Gatten geben, also ein Gelübde, das nicht den Glauben oder das Tun und Unterlassen, sondern das Gefühl bindet? Ist nicht das Fühlen der Liebe auch heilige Freiwilligkeit? Ist nicht das Wort „du sollst lieben“ gottferner Widersinn? Ja, ist nicht die Kette dieses Gelübdes gar oft der Zerstörer alles Gefühls? Seht dort in dem letzten Hause des Ortes, dem schmuden; dort sind zwei junge Menschenkinder, die sich so traut und lieb gewesen noch

vor wenig Jahren. Auf ihrer Liebe lag das heilige Leuchten der Gipfelweiten, die köstliche Freiheit und Freiwilligkeit. Was hätte je wohl die Zeit hier anders vermögen können, als all dies zarte Glück zu stärken? Dann haben sie sich durch Gelübde für das Leben „gebunden“, und nun sahen sie von Stund an nichts anderes mehr als dies „Band“! Es wurde in ihren Augen zur Kette, und da des Lebens Alltag der Ernüchterungen gar viele brachte, so kam es, daß sie nun mit stumpfen Augen und dumpfem nüchternem Brüten auf diese Kette und immer nur noch auf sie schauen. Sie ist es, die ihre Liebe zerstört. Ja, wüßten sie noch wie einst, daß jeder Tag, den sie sich Liebe schenken, heilige Freiwilligkeit ist, so wüßten sie auch dies freiwillige Geschenk zu werten, und weit wahrscheinlicher könnte es sein, daß sie ihre Zusammengehörigkeit ein langes Leben bis zum Tode werten könnten!

Auch hier kann das Unheil, das das Gelübde bringt, nur verhütet werden durch ein Vergessen. Nur so wird die heilige, freiwillige Treue durch das ganze Leben erhalten. Aber wozu bedarf es denn da der Kette des Gelübdes? Und den andern, die das Gelübde nie als Fessel empfinden, weil sie viel zu flach sind, es ernst zu nehmen, was „nützt“ ihnen das Gelübde? Es verhilft ihnen zu dem wortbrüchig Werden. Wenn sie zu unehrlich sind, dies offen zu gestehen, so verleitet sie das Gelübde überdies auch noch zum Betrügen. Ach, fürwahr, wie wertvoll sind doch Gelübde und Eide der Liebenden in entarteten Völkern! Auch hier aber würde die Sitte erst fallen in einem wieder sittlich gewordenen Volke.

Nun wollt Ihr mich daran gemahnen, daß ich alle die vielen vergessen habe, die um des Eides willen ihn ein Lebenlang tatsächlich erfüllen und so doch „so viel Gutes

verrichten". Ach gewiß, die einen bleiben zeitlebens Glaubensheuchler, weil sie als Kinder den Glauben für ein ganzes Leben gelobten, die anderen waren treue Vaterlandsverteidiger, wurden zu Vortäuschern heldischen Willens aus Treue zum Fahneneid, die dritten trugen zeitlebens den Schein der „pflichttreuen Beamten“ um ihres Eides willen, die anderen blieben einer Bewegung und einem Führer scheinbar treu, um eines Gelübdes willen, die letzten endlich heuchelten ein ganzes Leben hindurch Gattentreue aus Eidestreue! Ach nein, ich vergaß ihrer nicht, der Vielen, deren Seele in Verwesungsfahr steht, weil jede Heuchelei Seelen zu verwesen droht. Ach nein, ich vergaß ihrer nicht, die so sehr zu unrecht Geachteten in ihrem Volke, an denen ein Volk verwesen kann, wenn sie sich allzusehr mehren, und die so viele andere in die Gottferne treiben, denen Ehrlichkeit die wichtigste Tugend ist und die nun durch die vielen Heuchler sich den Ekel an allem Gutsein holen. Ich vergaß ihrer nicht, wie gerne möchte ich sie vergessen können, sie zeigen erst die ganze Tiefe des Abgrundes, in den die Eide und Gelübde locken können.

Und nun blickt noch einmal dort hinunter in den Ort, seht Ihr nun noch die Unfreiheit dieser Menschen in dem Zwang der Pflicht des Daseinskampfes und in ihrer Berufseinkordnung? Ach nein, das erscheint Euch nun ganz die gleiche, durch Notwendigkeit geadelte Gebundenheit, die auch die Lebensnotwendigkeiten Eures Körpers Euch tagtäglich auferlegen! Durch sie wird dem Menschen Weihe und Würde der Freiheit ebensowenig genommen, wie den weiten Berggipfeln, den leuchtenden, die erhabene Schönheit etwa dadurch genommen wäre, daß ihr Sein den Naturgesetzen eingeordnet ist. Nun seht ihr aber ganz anders-

artige Ketten und Fesseln all der Gebundenen dort unten. Kaum ein einziger Freier lebt in dem ganzen Ort, und gar viele haben sich nur durch ihre Flachheit gerettet, denn sie haben die Eide vergessen, die sie fesseln! Blickt lange hinab auf diese „Gebundenen“. Wohl mögen sie die Lenzesfreude erleben, wohl mögen sie Sonnenwärme im Herzen fühlen, aber die göttliche Freiheit im Handeln, die erhabene Freiheit, deren Lied uns dieser Weitblick auf die Berggipfel singt, die hat ihre Seele verloren, sie geht in klirrenden Ketten bis hin zum Tode.

Habt Ihr dies erkannt, dann wißt Ihr auch das hehre Ziel der Rechtsgestaltung, dem Deutsche Gotterkenntnis zustrebt.

Heilige und wahllose Treue

Seit Christen die Kulturwerke der Vorzeit vernichtet haben, wurden auch die stummen Zeugen einer hohen Kultur unserer Ahnen, ihre Grabstätten, scheu umgangen oder mit viel Eifer abgegraben, als käme es gerade auf die wenige Fußbreit Landes an, in denen unsere toten Vorfahren ruhen, als müßte der Pflug des Landmannes den schonenden Bogen scheuen. Wir, die wir von der Christenverleumdung unserer Ahnen frei wurden, suchen ihre Gräber als lieben „Heimgarten“ auf. Doch manche unter uns sind in der Gefahr, ein Verbrechen zu begehen, das dem der unbewußten Ahnenverleumdung, zu der die Christen der letzten tausend Jahre von Kind auf verleitet wurden, nicht viel nachsteht. Dies Verbrechen ist die Ahnenbergottung, sie schändet zwar nicht die Ruhestätte der Toten, führt aber kommende Geschlechter ebenso leicht dem sicheren Untergange entgegen wie jene; denn sie läßt die jungen Menschen ungewarnt vor den Unheilswegen, die unserem Blute drohen, und macht sie deshalb unfähig und wehrlos im Kampfe mit den Rassefeinden und den seelischen Fährnissen. So ist sie Frevel gegen den heiligen Willen der Arterhaltung, jenen Willen, der den noch nicht entwurzelten, entarteten Ahnen weit bewußter war und ihr Handeln und ihr Erleiden noch voll beseelte. Sie schufen sich und ihren Kindern zwar leuchtende Vorbilder durch die Verherrlichung der edelsten Männer und Frauen ihres Blutes. Sie hielten deren große Taten wach im Erinnern der Nach-

fahren, doch eben so wach erhielten sie auch deren Schwächen, die sie ohne Scheu und Beschönigung berichteten. So konnten diese Vorbilder kommenden Geschlechtern auch Warner sein vor den Unheilswegen, zu denen unser Erbcharakter verleiten kann. Wie oft aber die Erzähler selbst, ohne es zu ahnen, auf einem Unheilswege schritten, das erkannten wir, als wir uns schon einmal die Gefahr für unser Blut bewußt machten, die mehr als alles andere das furchtbare Schicksal unseres Volkes: Beute des Juden zu werden, erleichtert hat. Jüngst gingen wir (s. d. A. „Verbrecherische Fesseln“) an einem der unwirklich schönen Vorfrühlingsstage auf einen Berggipfel der Boralpen. Wir weiteten uns die Seele im Anblick unermesslicher Schneegipfel und erfreuten das Gemüt im Hinabschauen auf die zarte Pracht blühender Frühlingswiesen und auf die trauten Heimstätten der Bergler. Im Vergleich zu dieser Natur wurde uns dann das Enge, das Knechtende und Fesselnde der Eidgelübde und Versprechungen bewußt, die das Handeln des Menschen auf die Zukunft hin knebeln wollen. Wir erkannten, daß sie selbst dann, wenn sie einem guten und hochstehenden Menschen gelobt werden, dennoch eine Mauer errichten zwischen unserem Handeln und dem göttlichen Willen zum Guten, weil sie der Menschenseele die königliche Freiheit der Wahl und die heilige Freiwilligkeit des Gutseins rauben. Schon damals wurden wir uns des Unsegens bewußt, in kritikloser Ahnenvergottung ihre Sitten und Wertungen blind zu übernehmen, bei deren Innehaltung unsere Vorfahren doch Beute der List der überstaatlichen Mächte werden konnten. Dieser Unsegen war an Hand der schrecklichen Folgen der Eide und Gelübde gar leicht zu erkennen. Heute soll uns ein Gleiches nicht einer Sitte, sondern einer Charaktereigenschaft gegenüber mög-

lich werden, die unser Volk auf Unheilswege lockt, und die es überhaupt erst bewirken konnte, daß Eid- und Gelübdebindungen ihm so sehr zum Verhängnis wurden. Kein Ort wäre zu dieser Erkenntnis wohl ein besseres Wanderziel, als eine der Grabstätten der Vorzeit, wie die Heide sie uns erhalten hat.

Wir rasten auf blühendem Heidegrund an einem Grab der Vorzeit und lassen im Schweigen unseren Blick über weites Heideland schweifen. Gewiß, der Weitblick ist hier anders als auf jenem Gipfel des Hochgebirges, doch weitet auch er unsere Seelen und bewegt unser Gemüt. In leichten Wellen wogt das Heideland bis zur Ferne. Liebreich und schützend legt sich leuchtendes Heidekraut über die sanften Hügel, wohl wissend, daß es Heiliges und Trautes zu hüten hat. Raum läßt es den zarten Birkenstämmen und schlanken Wacholderbüschen Raum, um zum Lichte zu wachsen. Dicht und schützend schmiegt es sich um sie. Es summen die Bienen im Jubel der Feier leuchtender Blütenmonate der Heide. Sonst Schweigen ringsum. Über uns Himmelsbläue, und hier und dort vereinsamt in der Weite eine leichte, schwebende Wolke. Ganz in der Ferne hohe Eichen und darunter ein hochgiebeliges, stolzes, Deutsches Heim.

„Welch ein Jammer, daß wir so wenig von der Vorzeit wissen, welch ein Frevel der grausamen Christen, alles blindlings zu zerstören.“ So klagt einer in das tiefe Schweigen.

Warum nur Klage, ist nicht die teuflische List der Feinde dennoch mißglückt. Das Wichtigste und Wertvollste konnte uns niemand rauben; denn das wohnt in uns als Erbgut. Auch hat Deutsche Erde tief in ihrem Schoße an heiligen Totenstätten der Ahnen ihre Zeugnisse gehütet, die die erbärmlichen und freventlichen Lügen der Christen entlarvt

haben. Damit ist aber alles Unheil, das diese Lügen anrichten konnten, vernichtet. Jetzt erst ist das Deutsche Volk wieder würdig, am Grabe der Ahnen der Vorzeit zu weilen und ihrer zu gedenken. Seit dies geschah, lauschen wir aber auch erst wieder vertrauensvoll auf unser Innerstes, leben unseren eingeborenen Erbcharakter wieder bewußt, lassen uns seine Stärke nicht mehr zur „Sünde“ umfälschen, mühen uns nicht mehr, fromme Juden zu sein. So wurde der Fluch der Christengreuel wieder von uns genommen. Gewiß wäre es schön, hätten wir an diesem Orte die Möglichkeit, uns die Geschichte unseres Volkes, die die Christen verbrannt haben, so ausführlich zu erzählen, wie Juden sich ihre Geschichte untereinander erzählen, ja sie in einer bestimmten Auslese uns aufgezwungen haben. Aber auch hier kommt es nur darauf an, daß wir dem Schicksal die rechte Antwort geben.

In dem Werke „Des Menschen Seele“ habe ich auf die wunderbare Weisheit hingewiesen, daß jedwedes Schicksal, mit Ausnahme unserer Vernichtung, ganz ebenso wie jede unserer Seelenfähigkeiten ebensowohl ein Segen wie ein Unheil für uns werden kann, je nachdem, wie wir alles bewerten.

So sind wir Schöpfer der Auswirkung unseres Schickses, so lange wir sind.

Auch das Erhalten der Vorgeschichte kann Unheil für ein Volk werden, wenn es sich und seine Ahnen vergottet, alle ihre Irrtümer und Verlehnungen als Richtschnur für alle Zeit kritiklos festlegt, wie dies das jüdische Volk getan hat. Es wurde durch Ahnenvergottung und kritikloses Nachbeten ihrer Weltanschauung zum Verderben aller Völker und seiner eigenen Seele. Wir waren vor solchem Geschick durch die tausend Unheilsjahre der Jahweherrschaft, durch

die haßerfüllte Vernichtungswut der Christen bewahrt, allerdings auf die verderblichste Weise, da man unser Volk zur Ahnenverleumdung zwang. Aber einen unschätzbaren Segen birgt dies Geschick heute für uns, wenn wir ihm die rechte Antwort geben. Tausend Jahre waren wir getrennt von der Ahnenkultur und gingen im Jahwehreiche, in Glauben, Recht und Wirtschaft zu künstlichen Juden gemacht, den einen einzigen Weg trotz aller Verfolgungen, trotz Kerker und Todesstrafe: den Weg der Forschung.

So wurde unserem Volke ein großes Wissen über die Naturgesetze. Wenn wir nun heute nach vollen tausend Jahren der Forschung zum ersten Male wieder vertraut gemacht werden können mit Mythen und Sagen der Ahnen, so macht uns die Kluft der tausend Jahre Forschung die Irrtümer der Ahnen über die Naturkräfte so auffällig, daß wir hierdurch auch vor kritikloser Beibehaltung ihrer Götterkenntnis, ihrer moralischen Grundsätze und Sitten und Gebräuche weit mehr geschützt sind.

Ein Angehöriger, den wir lange Jahre nicht sahen, zeigt uns beim Wiedersehen in seinem Gesichtsausdruck seine Charakterzüge, ganz besonders seine Charakterschwächen, deutlicher, als wenn er täglich um uns geblieben wäre. Ganz ebenso ergeht es uns, wenn wir heute nach tausendjähriger Trennung die Weltanschauung, die moralischen Grundsätze und Sitten unserer Ahnen neu kennen lernen. Behütet vor der Gefahr, blindlings alles zu übernehmen, sind wir in der glücklichen Lage, nur das Wertvolle herauszugreifen. Erfahren wir z. B. aus den uns erhaltenen Bruchstücken der Edda, daß unseren Ahnen die Blutrache heilige Pflicht war, und sie ohne Zaudern ihr Glück, ihr Gut, ihr Lieben und ihr Leben dem Amte der Blutrache opferten, so werden wir dieselbe nicht blindlings

wieder einführen, da wir tausend Jahre von solchen Auffassungen getrennt lebten, aber wir werden uns das wertvolle aus ihrer Lebensweise zur Richtschnur nehmen:

Alles, was du als heilige Lebenspflicht erkannt hast, das tue als Selbstverständlichkeit und zaudere nicht, dieser Pflicht dein Glück, dein Gut, deine Liebe, dein Leben zu opfern.

Wenn wir, statt Ahnenvergottung, in solcher Weise Weisheit aus der Ahnenkultur, die uns erhalten blieb, schöpfen, dann sind der Fluch der Juden und die Vernichtungswut der Christen uns heute zum Segen geworden. Freilich, das ist nicht überall gleich leicht. Schwerer als bei unterschiedlichen moralischen Wertungen wird uns die Kritik gegenüber den Gefahren, die in den Wesenszügen unseres Erbcharakters lauern, und den Triumph der Listfeinde über unser Volk erst möglich machen. Vor allem gegenüber der unheimlichen Deutschen Volksgefahr:

w a h l l o s e r T r e u e .

Eben weil die noch nicht entwurzelten Ahnen das als edel Erkannte so restlos in die Tat umsetzten, geben die Bruchstücke der erhaltenen Dichtwerke ein so unverschleiertes Bild des Unheils jener Treue, die nicht immer wieder neu überprüft wird an den göttlichen Wünschen der Seele, einer Treue, die da handelt, als ob Eidbindungen den Menschen ein für allemal festgelegt hätten, die also ein ebenso großes Verbrechen an der heiligen freien Wahl des Handelns und an der Freiwilligkeit des Gutseins werden kann, wie Eidesfessel und Gelübde.

Auch die Treue ist eben so wenig wie vieles andere an sich schlechthin etwas Heiliges, sie kann Verbrechen oder Tugend sein. Des Menschen Entscheid im Einzelfall macht sie erst zu dem einen oder dem anderen.

Was aber ist Treue? Es ist das Festhalten im Fühlen, Handeln und Erleiden an einer Gemeinschaft oder an einem Einzelmenschen oder an einer Überzeugung, in die der Mensch hinein geboren ist, oder die er irgendwann im Leben infolge einer Erkenntnis oder eines auftauchenden Gefühles der Liebe gewählt hat. Diese Treue kann heilig sein oder wahllos. Ist sie wahllos, so kann sie in vielen Fällen Verbrechen sein. Ist sie heilig, so steht sie im Einklang mit den göttlichen Wünschen, die in unserer Seele bewußt erlebt werden. Da nun dieses göttliche Wünschen seinem Wesen nach heilige Freiwilligkeit ist, so kann auch die heilige Treue niemals Zwang sein, sondern muß diesen Wesenszug alles Daseins, die Freiwilligkeit, aufweisen.

Das ist für die Menschen in vielen Fällen sehr schwer erkennbar, besonders für jene Fälle der Treue zu Gemeinschaft und Einzelmenschen, in die der Mensch hineingeboren ist, also zur Familie, Sippe und Volksgemeinschaft. Die Leistung für diese Gemeinschaften ist soweit der heiligen Freiwilligkeit beraubt, wie sie in den Rahmen der Pflichten der Arterhaltung von Sippe und Volk fällt. Diese Pflichten fordert das Sittengesetz genau so als Selbstverständlichkeit und genau so zwingend, wie die Erbinstinkte des Tieres die Arterhaltung fordern. (Siehe Triumph des Unsterblichkeitwillens „Moral des Kampfes ums Dasein“). Da man nun sowohl diese Pflichtleistung wie das Gefühl der Liebe zu diesen Gemeinschaften, in die man geboren ist, „Treue“ nennt, so schafft man unheilvolle Wirrnis. Statt von Sippenpflichten und Volkspflichten als selbstverständlich geforderte Leistungen zu sprechen, fängt man an, Treue zu fordern, und gewöhnt sich daran, zu glauben, daß eine „gezwungene Treue“ etwas anderes sein könne, als ein Unding. Ja, man stellt nun sogar die

Zwangsforderung der „Treue“ auch jenen Gemeinschaften, Einzelmenschen und Überzeugungen gegenüber, die der Mensch selbst wählte, schlecht hin auf und spricht verächtlich von „Treulosigkeit“, auch in Fällen, in denen ein Festhalten ein Verbrechen wäre.

Die heilige, freiwillige Treue will das unerschütterliche Festhalten der Seele an den göttlichen Wünschen selbst, die sich in ihr offenbaren. Da aber der Mensch im Laufe seines Lebens sich dies göttliche Wünschen ebenso sehr entstellen kann, wie er es andererseits klarer bewußt erkennt, so kann er irrig gewählt haben, möglich aber ist ihm heilige Treue nur dann, wenn er immer wieder neu sein Festhalten an den göttlichen Wünschen überprüft. Hat er z. B. seinen Lehrer als volksfeindlichen Irreführer erkannt, wurde ihm die gewählte Überzeugung als Irrtum deutlich, so ist das Festhalten an ihnen nicht Treue, sondern verbrecherische Treulosigkeit.

Diese sittliche Grundforschung der Überprüfung an den göttlichen Wünschen, besteht aber nicht nur der gewählten, sondern auch jenen Beziehungen, in die wir hineingeboren sind, gegenüber.

Auch sie dürfen die Seele nicht verleiten, sich von den göttlichen Wünschen um ihrerwillen zu trennen oder zu entfernen. Sehr wohl kann der Mensch die Erfüllung der Pflicht der Arterhaltung hiermit vereinen. Schwerer aber kann es unter Umständen werden, eine andere Selbstverständlichkeit, die das Sittengesetz erwartet, die Dankbarkeit nicht zu verletzen. Diese wünscht Anhänglichkeit des Gefühles, waches Erinnern an das Empfangene und Bereitschaft zur selbstverständlichen Gegenleistung und kann in einzelnen Fällen dem Einklang der Treue mit den göttlichen Wünschen zur Fährnis werden. Niemals aber macht

sie diesen Einklang dem Menschen unmöglich. Es bleibt für ihn, je reifer und innerlicher das Leben ihn machte, um so sicherer die Möglichkeit, die heilige Freiwilligkeit seiner Treue zu den göttlichen Wünschen zu leben und dennoch Dankbarkeit zu üben, selbst an jenen, von denen die Treue zu den göttlichen Wünschen die Loslösung fordert.

Aber ist unsere Erkenntnis nicht eine hohe Gefahr für ein Volk? Wird nicht die Mehrheit in Unzuverlässigkeit und Wankelmuth hineingelockt? Wird es nicht z. B. vielen ein willkommener Weg sein, den Wankelmuth und die Flatterhaftigkeit ihres Paarungswillens mit einem Mäntelchen der Heiligkeit zu umhüllen? Wie prächtig und bequem könnte es gar manchem sein, der sich von Jugend ab in genügsamer Wahllosigkeit, ja in Zügellosigkeit dem anderen Geschlechte gegenüber Unstetigkeit seiner Liebefähigkeit zum inneren Geseze machte und sich aus seiner Einehe skrupellos unter dem ehrenvollen Schildchen frei macht: „Die Wahl meines Ehegefährten erwies sich als den göttlichen Wünschen widersprechend, es wäre Treulosigkeit gegen sie, wollte ich Eattentreue halten.“

Nun, einmal stellten wir Sippenpflichten an den Anfang unserer Betrachtung über die Treue. Zum anderen aber sei betont:

Je tiefer das Gemüthsleben eines Volkes ist, um so tiefer darf es auch eindringen in das Wesen der heiligen Freiwilligkeit alles Gutseins. Zum Unheil kann ihm dies nur dann werden, wenn es unter Heilslehren, die von Lohn und Strafe reden, mit Hölle und Fegfeuer drohen, aufwächst und dadurch daran gewöhnt wurde, sich von Straf- angst und Lohnfreude im Handeln peitschen oder hemmen zu lassen. Erst recht kann ihm dies aber dann zum Unheil werden, wenn durch verwahrloste Fremdsitten jeder Ein-

zelle von Kind auf zur Zügellosigkeit aufgepeitscht wurde.

Ein gemüthstiefes Volk, wie unsere Ahnen es waren, konnte sich getrost der heiligen Freiwilligkeit des Gutseins, also auch der Treue bewußt sein und war dennoch, ja es war erst recht dann zuberlässig. So lebten auch unsere Ahnen durch das ganze Leben hindurch treue Einehen, obwohl es weder jüdische Ehekontrakte oder Scheidebriefe, noch Höllenverängstigungen und Strafrechte gab. Das artgemäße Leben, besonders die artgemäße Aufzucht, gehört also unlöslich zu der Lehre von der heiligen Freiwilligkeit der Treue, dann verleitet sie nicht zur Verwahrlosung. Die Gemüthstiefe, die uns wie den Ahnen eingeboren ist, schützt ja vor flacher Mißdeutung und Mißbrauch solcher Erkenntnis. Der gemüthstiefe Mensch leidet unsagbar unter jeder Loslösung von einer Gemeinschaft oder von Einzelmenschen oder von einer Überzeugung, und scheut von sich aus das Leid gar sehr. Der Gemüthskühle oder Flachveranlagte löst sich freilich vom Heimort, von Gemeinschaft, Überzeugung und einzelnen Menschen ohne großes Herzweh.

Der gemüthstiefe Mensch hat aber auch noch einen zweiten herrlichen Schutz, der es verhindert, daß seine Erkenntnis ihn zur Flatterhaftigkeit und Unzuverlässigkeit verleiten würde. Gerade das tiefe Herzweh, das jedes Loslösen ihm von Kind auf bereitet, weckt eine reife Überlegung, eine ernste Selbstprüfung und ein ernstes Verantwortungsgefühl sich selbst gegenüber, ehe er sich einer Gemeinschaft, einer Überzeugung, einem Führer, einem Freunde, oder erst recht einem Menschen zur Ehegemeinschaft für das Leben anschließt. Wird ihm dieses Verhalten nicht durch die jüdischen Sitten und Wertungen der Umgebung förmlich aberzogen, so ist er nun selten im Leben genötigt, aus Treue zu den göttlichen Wünschen eine Bindung zu lösen. Herrschen frei-

lich in einem Deutschen Volk jüdische Sitten, dann kann eine Ehe von Besitzverhältnissen, ja sogar durch jüdische Ehevermittlungssitten geschlossen werden. -

Ein Wandel der Heilswege unseres Volkes, ein Deutschwerden, kann also niemals damit beginnen, daß man einem verwahrlosten, völlig verjudeten Volke das Erkennen der heiligen Freiwilligkeit der Treue aufspripft, sondern nur dadurch, daß von Kindheit an die ernste Verantwortung und Selbstprüfung vor der Wahl einer Gemeinschaft oder Überzeugung oder Freundschaft gestärkt und gekräftigt wird und Deutsche Selbstbeherrschung an Stelle der Zügellosigkeit tritt. Ein Deutschwerden des Volkes setzt aber vor allen Dingen auch den Fortfall aller jener jüdischen Aufpeitschung der Sinne zur Wahllosigkeit und Genügsamkeit der Wahl, ja zur Überreizung voraus, die heute die Mehrzahl der Deutschen zur Treue in einer Eihe noch unfähiger machen, als zur Zuverlässigkeit anderwärts (siehe „Der Minne Genesung“).

Ist aber unser Volk erst in Erziehung und Lebenssitten wieder Deutsch geworden, so wird es sich nur dann vor neuer Überlistung durch die Todfeinde des Volkes hüten können, wenn es klarer als unsere Ahnen vor tausend Jahren erkennt, daß Treue nicht schlechthin Tugend ist, sondern zum Unheil des Einzelnen und des ganzen Volkes wird, wenn sie je etwas anderes möchte als unwandelbares Festhalten an den göttlichen Wünschen, die in der Menschenseele im Laufe des Lebens immer klarer bewußt werden können und immer neu die Treue überwachen - -

Die Sonne sendet letztes Leuchten weit über die Heide - wir denken schweigend des Herzeleids und Unglücks vergangener Geschlechter, das falsche Treue heraufbeschwor.

Giftgasnebel über den Landen

Wieder einmal wandern wir zu den Höhen, und je höher wir steigen, um so freier wird der Blick. Dann rasten wir gemeinsam, überflutet von den ersten Strahlen der Frühlingssonne auf der Berghöhe. Weit schweift der Blick über die Täler, auf denen schwerer Nebel lastet. Da erinnert sich einer der Giftgasnebel, die in belgischen Tälern*) dicht lagerten und die Menschen erstickten, und Entsetzen über solche Möglichkeiten laßt Ihr verlauten. Ihr Toren, seid Ihr denn so blind, seht Ihr nicht, daß bei allen Christenbölkern Giftgasnebel über den Landen lastet, der aus den von Machtgier geschaffenen Fabriken Rom-Judas stammt und so viele, viele Menschenseelen schon vor dem natürlichen Tod erstickt hat? Nie hätte Rom-Juda die Völker so unterjochen, ihre Geistesfreiheit so knebeln, ihren Besitz so rauben können, nur weil ihm die Peitsche der Hölleverängstigung zur Verfügung stand. Denn, nicht wahr, die Krankheit: die Angstneurose der Höllenfurcht, wütet ja vor allem nur in den armen Christenkindern und dann in den Kranken und Schwachen, den Greisen, ganz besonders in den Stunden der Todnähe. Aber diese sind es ja alle keineswegs, die Rom-Juda bei seinen Gewaltherrschaftsplänen fürchten muß. Die kraftvollen, jungen Menschen mit dem starken Selbsterhaltung- und Freiheitwillen, die vor

*) Die Verfasserin knüpft an das furchtbare Explosionunglück in Belgien im Jahre 1931 an, bei dem ganze Gegenden durch ausströmende Giftgase verseucht wurden.

allem sollen doch geknebelt und gebändigt werden. Sie aber schlagen sich den Höllentwahn gewöhnlich aus dem Kopf. Sie sprechen: „Vorläufig lebe ich noch, für die Höllenangst habe ich noch Zeit im Alter.“ So flüchten sich die armen, krank gemachten Seelen in törichtes Todbergehen; aber sie entfliehen dabei zum mindesten dem Höllentwahn eine Weile des Lebens und dadurch der Gewalt der Machtgierigen, der Gewalt Rom-Judas. So bedarf es noch anderer Knebelung.

Oder glaubt Ihr etwa, daß zu der völligen Enteignung etwa die Lehre ausreiche, die Rom-Juda den Völkern gab: „Not und Armut verbürgt an sich schon ewige Seligkeit. Besitz ist nur Fährnis für die Seele und Hindernis zum Himmelreich. So freut Euch denn, wenn man Euch ausplündert!“ Ach nein, auch diese Lehre hätte nicht ausgereicht. Es steht ihr ja schon allein der lusterpichte Selbsterhaltungswille all der vielen unreifen, noch nicht befreiten Seelen gegenüber, und es bäumt sich besonders auch die Deutsche, sittliche Auffassung von dem hohen Wert eines sittlich erworbenen und sittlich verwalteten Besitzes für Selbstständigkeit und Freiheit des Einzelnen und das Wohl eines Volkes dagegen auf. So bedarf es noch weiterer Knebelung.

Oder glaubt Ihr etwa, es würde hierzu die Lehre genügen: „Erdulde und ertrage alles Schlimme, was du und dein Volk erlebt; denn Gott will es: es ist seine Fügung, es ist alles dir und dem Volke zur Läuterung geschickt, so murre denn nicht und wehre es nicht ab.“ Ach nein, auch diese Lehre genügte nicht; denn nur der sittlich Stumpfe und im Selbsterhaltung- und Freiheitwillen ganz matt Gewordene kann nach solcher Lehre leben. Er ist ja aber nicht der gefährliche Gegner der machtgierigen Weltherrschaftspläne Rom-Judas. Die Kraftvollen, Stolzen und Freien,

die sind die gefährlichen Gegner. Sie aber bäumen sich ganz ebenso gegen solche Lehre auf, wie gegen die Forderung der Selbsterniedrigung als Weg zum Himmel.

So mußten also noch mancherlei Möglichkeiten bestehen, die Völker zu knebeln, wenn so viel erreicht werden sollte, wie heute erreicht ist. Es mußte vor allem möglich sein, das Leben auf dieser Erde zur Hölle zu machen für alle die, die den Welt Herrschaftsplänen Rom-Judas gefährlich waren. Und ganz ebenso, wie die Priester der christlichen Konfessionen das Schlüsselfein zur Hölle nach dem Tode in der Hand halten, mußte Rom-Juda das Schlüsselfein zur „Hölle auf Erden“ für die, die sich hierfür geeignet machen, in den Händen haben. Um so weit zu kommen, wurden eben die Giftgasfabriken Rom-Judas und seiner Geheim-Organisationen angelegt und Giftgasnebel wurden über die Lande der Christen Völker gelagert. Ihr seht sie, wie mir scheint, noch nicht. Doch wem man sie einmal im Leben gezeigt hat, der sieht sie von Stund an über den Wohnstätten der Christen lagern, dauernd und dicht, nicht nur in den Tälern, sondern auch auf den Höhen. Sie steigen so hoch hinauf, wie Rom-Juda herrscht. Nur am Meeresstrand mag es hier und da einsame Fischerkaten geben und im Hochgebirge einsame Berghütten, zu denen sie nicht hindringen. Aber zum Troste kann ich Euch sagen, daß auch in all den Städten und Dörfern, über denen der dichte Giftgasbrodem dauernd lastet, einzelne seltene Bewohner leben, die sind offenbar völlig „immun“ gegen das Gift. Sie schreiten aufrecht, frei und ruhig atmend durch den Brodem, der andere krank macht, ja ersticht. So ist der Nebel für sie nicht schlimmer als etwa ein Herbstnebel. Freilich dieser Giftgasbrodem verheißt nicht wie jener einen wunderschönen Tag. Er wird sich auch nicht zu irgendeiner Mor-

genstunde geheimnisreich teilen und dem Blick die Schönheit der Natur plötzlich entfalten und sie erhöht bewundern lassen. Nein, dieser Giftgasnebel lastet ununterbrochen auf Stadt und Dorf, und so kommt es, daß diese seltenen immunen Menschen, trotzdem ihre Gesundheit nicht gefährdet ist, oft, ihrer Sehnsucht folgend, auf unbewohnte Höhen wandern, zu denen der Nebel nicht dringt, und die Schönheit der Natur mit froher Seele tief einatmen.

Was aber bewirkt das Gift bei den so vielen, ach so vielen nicht immunen Menschen? Es macht sie besonders fähig, anderen Menschen die Hölle auf Erden zu bereiten. Ich habe in meinem Werke „Triumph des Unsterblichkeitwillens“ gezeigt, daß die Seelengesetze all der Menschen, die sich noch im Sinne der göttlichen Wünsche umschufen, leider eine große Eignung dazu zeigen, daß der Mensch seinen Mitmenschen das Leben zur Hölle machen kann! Sein lustgieriger, leidfliehender, gottferner Selbsterhaltungswille sieht in der Meidung des Leides und der Häufung der Lust den Sinn des Menschenlebens. Solange er noch in der Seele herrschen darf, läßt er die Vernunft im Sinne dieses Irrtums ihre Beobachtungen machen. Sie stellt nun fest und behält wohl im Gedächtnis, wo und wann andere Menschen seine Lust zerstörten oder sein Leid veranlaßten, und dann wird das Gefühl des Hasses als Antwort auf diese Menschen gerichtet. Durch dieses Treiben von Haß und Vernunft im Auftrage jenes törichtten Willens erwachen in den Menschenseelen dauernde Willensrichtungen, Eigenschaften, die ich „die Kinder von Haß und Vernunft“ genannt habe: Neid, Habgier, Geiz, Jank, Rachsucht, Bosheit. Sie sind an sich recht geeignet, um die einzelne Menschenseele zu befähigen, dem anderen Menschen das Leben auf dieser Erde zur Hölle zu machen. Sie aber

werden von den Giftgasfabrikanten noch eigens angeregt und gefördert, ja oft zur Alleinherrschaft in der Menschenseele gestärkt, durch eine einzige Niedertracht: üble Nachrede sogar in Abwesenheit des von ihr Betroffenen, also eines der widerwärtigsten Laster wird zur geduldeten Volkssitte erhoben. Nun können diese widerlichen, die Selbstschöpfung zur Vollkommenheit am nachträglichsten hemmenden Eigenschaften in den einzelnen Menschenseelen wahre Drogen feiern. Jedesmal, wenn sie jetzt gegen einen Mitmenschen aufladern, kann sich die Rachsucht volle Genüge verschaffen, ohne daß irgendwelche unangenehme Wirkungen erfolgen müßten. Denn wohlverstanden, die ganze „Christenheit“ wendet sich nicht etwa mit Grausen ab, sondern duldet die Sitte und beteiligt sich an ihr mit sattem Behagen! Der Verfall der Menschenseele, die zu solcher Niedertracht als ganz selbstverständlicher Volkssitte greift, ist unheimlich. Es gibt kaum einen Seelenselbstmord, der sich so rasch vollzöge, als der, den solche Unsitte nach sich zieht.

Doch mit der Einführung allein wäre Rom-Juda noch nicht der Verwalter des Schlüsseleins dieser Hölle auf Erden, die den Einzelnen aufnehmen soll. Es muß im gleichen Maße dafür gesorgt werden, daß jeder einzelne Christ vor der „öffentlichen Meinung“ als dem maßgebenden Urteil über seinen sittlichen Wert zittert. Nur dann darf Rom-Juda hoffen, daß er sich verängstigen läßt und zitternd Fügsamkeit gelobt, wenn es für die Machtgierigen je einmal im Leben wichtig werden sollte, seine Schritte zu lenken. Da Rom-Juda nie wissen kann, bei welchen Menschen dies wichtig wird, so verfährt es wohlweislich summarisch und dressiert von Kind auf, oft schon in der Schule, jeden einzelnen Menschen zu diesem Zittern, zu dieser

Hörigkeit der öffentlichen Meinung gegenüber. Nichts geschieht in den ganzen Schuljahren, um dem Kinde an der Geschichte der Völker und den Ereignissen in der Klasse zu beweisen, wie gänzlich irreführend und unmaßgeblich die öffentliche Meinung meist ist, und wie unendlich wichtig es für den Einzelnen ist, sich von den Lobeserhebungen der Mitwelt nie irgendwie schmeicheln und von Schmähungen nie irgendwie in dem Selbsturteil leiten zu lassen. Nichts geschieht, um dieses zu erreichen, sehr viel geschieht aber, um die Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung im Kinde zu fördern. Und so haben wir nur selten einmal den erfreulichen Anblick, daß ein Schulkind, von einer johlenden, höhnennden Kinderhorde verfolgt, mit flackerndem Stolz im Auge, unbekümmert um die Vorgänge dem Elternhause zusteuert, auf dem besten Wege, sich selbst auf das stolze Leben eines freien und unabhängigen Menschen vorzubereiten!

Aber selbst mit frühzeitig gezüchteter Abhängigkeit der Menschen von der öffentlichen Meinung, wäre Rom-Juda mit seinen geheimen Organisationen noch nicht der Schlüsselverwalter dieser „Hölle auf Erden“, vor der die Menschen zittern. Hierzu ist noch anderes notwendig. Es muß das Volk erzogen werden, über den Wert oder Untwert aller Handlungen tollkühn genau so zu urteilen, wie das Strafgesetz über die Vergehen im Sittengesetz, das die Volkserhaltung schützt, mit Recht urteilt. Das ist sehr wichtig, denn die meisten Menschen, auf die es Rom-Juda ankommt, vermeiden auch in den unreifsten Jahren die Übertretungen der Forderung des Strafgesetzes, und deshalb muß auch alles übrige Verhalten, das nur nach den seelischen Voraussetzungen, unter denen es steht, seine sittliche Bewertung finden dürfte, einbezogen werden in eine

Schablone, und jeder muß sich für sittlich berechtigt und befugt halten, sein Urteil zu fällen! Es kommt sehr darauf an, daß alle Christen dieses Verbrechen mit bestem Wissen ein Leben lang ausüben können, und so wird von frühester Kindheit an dieser verbrecherische Leichtsinns gezüchtet.

Nun wird sich also auch ein im übrigen gar nicht sittlich verwahrloster Christ stets dazu bereitfinden, die Rom-Juda-Schablonen der Beurteilung getrost anzuwenden! Jede Ehe z. B., die vor dem Standesamt registriert ist, ist für ihn eine ehrwürdige Angelegenheit, gegen die niemand etwas einzuwenden hat, und sei sie auch nachweislich nichts anderes als Prostitution zweier Menschen zugunsten rein wirtschaftlicher Ziele. Umgekehrt wird natürlich diese verbrecherische und durchaus unsittliche Schablone ebenso eifrig und mit bestem Gewissen von den Christen auch zur Verurteilung von Mitmenschen angewandt. Doch so seelenmörderisch und zuverlässig auch dieses ganze Verfahren ist, es würde selbst dies noch nicht ausreichen.

Vor allen Dingen muß die schauervolle Irrlehre das Gesamtverfahren unterstützen, die da sagt: „Bei der Beurteilung eines Menschen hast du dich nicht etwa darum zu kümmern, wie er jetzt in der Gegenwart handelt, zu welcher Höhe er sich also selbst umschuf, sondern du hast dich bei der Bewertung darum zu kümmern, wie er sich in der Vergangenheit verhalten hat. Niemals darf für dich ausschlaggebend sein, ob er sein Verhalten noch bejaht, oder sich hoch über es emporentwickelte“. Dieser Giftgasnebel ist vor allen Dingen von unendlicher Wichtigkeit für Rom-Judas Gewaltherrschaftspläne; denn gerade alle die in den Völkern, die sich emporentwickeln und zur Reife umschaffen, könnten für des Volkes Freiheit und Gotterleben von unsagbarer Bedeutung werden, daher sind sie jenem gefähr-

liche Feinde, so müssen vor allen Dingen sie auch dem Giftgasnebel erreichbar werden!

Um alle solch stickigen Giftgasnebel zur Entfaltung zu bringen, bedarf es nun noch gewisser organisatorischer Einrichtungen. Rom-Juda und seine Geheimorden müssen: Gute Spione haben, gute Registraturen aller Handlungen aller Christen, sie müssen zu allen Machtstellen Menschen befördern lassen, die nach dem Inhalt der Registratur am zuverlässigsten durch Drohung mit Veröffentlichung begangener Fehlthaten zu knebeln und zu leiten sind, und sie müssen endlich das Leben aller christlichen Städte und Dörfer so gestalten, daß die Lockungen zu allen Triebentgleisungen auf das höchste gesteigert sind, damit nur ja ihre Registraturen nicht leer bleiben! Durch geeignete Einflüsse müssen besonders die Begabtesten, Stolzesten und Freiesten unter der Männerjugend zu solchen Triebentgleisungen verlockt werden!

Doch dies selbst alles genügt noch nicht. Es blieb bisher alle die üble Nachrede unerwähnt, die Verzerrung, Entstellung, ja oft böllig aus der Luft gegriffene Verleumdung ist. Und gerade auf sie kommt es Rom-Juda an, denn meist bleibt trotz allen geheimen Bemühungen und Lockungen die Jugend gerade bei jenen zu arm an Fehlthaten für seine Wünsche, die dem Volke Führer sein werden. Da ist denn gar wichtig, daß die Christenböller sogar so sehr verkommen, üble Nachrede selbst dann zu wiederholen, wenn noch obendrein die sicheren Grundlagen fehlen. Deshalb wird auch fürsorglich solch unwahre Nachrede noch in den Giftgasfabriken mit dem Geleitsprüchlein gottferner gewissloser Verkommenheit versehen: „Etwas Wahres ist ja gewöhnlich daran.“ Das Laster ist groß genug in den Christenböllern, sie wiederholen alles treulich mitsamt dem Ge-

leitsprüchlein! Soll ich Euch noch besonders beteuern, daß die Menschen, die hierzu fähig sind, noch etwas rascher ihre eigene Seele morden, als jene dies tun, die wenigstens nur tatsächliche Ereignisse mitteilen? Oder soll ich Euch endlich zeigen, wie die so bearbeiteten Christen selbst über die grundlosesten Verleumdungen ganz ebenso erschrecken und zittern, wie vor der Veröffentlichung tatsächlicher Handlungen? Ach nein, ich will Euch dies Widerwärtige alles nicht auch noch im einzelnen zeigen, Ihr kennt es ja alle nur zu wohl. Wie oft habt Ihr Euch, wenn Ihr unter den Christen solche Unsitten selbst miterlebtet, schon für ganz besonders edel gehalten, wenn Ihr ein mildes Wort für den andern einlegtet, und seid Euch durchaus nicht etwa mitschuldig an der Verkommenheit erschienen. Und dennoch waret Ihr es, weil Ihr es unterlassen habt, aus einer verkommenen Gesellschaft, die aus dem Leben der Mitmenschen hervorkramt, also gemeinsam durch das Schlüßelloch guckt, nicht sofort Eurer eigenen Ehre zuliebe nach gründlicher Kennzeichnung des Verhaltens, wegzugehen und lieber von Stund an einsam zu leben, als Euch solchen Menschen zu gesellen. - Soweit also hat der Giftgasnebel Euch selbst auch geschädigt, ihr gewöhntet Euch an solche lasterhaften Sitten! Doch auch die Menschen, die Gegenstand der Verleumdung sind, sind vom Giftgas geschädigt. Seltsam, diese Christen! Sie freuen sich und sind stolz darauf, daß ihr Jesus von Nazareth vor Pilatus zu allen Beschuldigungen schwieg. Ja, sie nennen dies Schweigen „erhaben“. Und sie selbst? Und ihr Urteil über die Mitmenschen, die sich ebenso verhalten? Sie selbst senden voll Eifer Freunde aus, die in dem verkommenen Klüngel, der „öffentliche Meinung“ macht, „richtigstellen“, oder sie tun dies sogar selbst, oder endlich, sie lassen ein römisch-jüdisches

Gericht entscheiden, welchen Inhalt der Geldbeutel haben soll, den die Verleumder als Strafe abzuliefern haben! Geschieht dies Erbärmliche nicht, schweigt einer unter den Christen, wie ihr Jesus ihnen das vorlebte, dann dünkt ihnen das ganz tadelnswert!

Ist all diese Unsitte Sitte, und sie ist seit Jahrhunderten in den Christenbölkern gute Sitte, dann kann der Giftgasnebel über den Wohnstätten der Christen lasten. Die meisten unter ihnen ersticken in ihrer Seele an dem Verbrechen der üblen Nachrede über Mitmenschen, die ihnen Sitte wurde, und an dem Verbrechen flacher, schablonenmäßiger Beurteilung seelisch bedingten Verhaltens. Die anderen aber, die man in diese „Hölle auf Erden“ befördert, ersticken ihre Seele zitternd vor der öffentlichen Meinung, fügsam, folgsam werden sie den Verbrechern gegenüber, die ihr Handeln knebeln wollen, und sie sind plappernde Tote lange, ehe der natürliche Tod ihrem elenden Dasein ein Ende macht, noch andere zermürben ihre Seele vor Gram über Verleumdungen der „öffentlichen Meinung“.

Nun blickt mit mir auf das Städtchen im Tal. Der Morgennebel ist verschwunden. Klar liegt es vor uns in strahlender Sonne; aber für die Giftgasnebel schärfte ich Euch das Auge. Da seht Euch zunächst die Stätten an, an denen die „öffentliche Meinung“ nach Rom-Judas Gesetzen gebildet wird. III diese harmlosen „guten Stuben“ oder die Bänke vor den Häusern, an denen die Frauen die Christensitte übler Nachrede über Mitmenschen mit sattem Behagen pflegen und ihre Seele an dem Gift dieses Verbrechens zu Grunde richten. Wie harmlos und friedlich sehen diese Stätten aus! Dann blickt auf die Stammtische für die Männer, die dem gleichen hehren Zweck meist unter der Aufsicht bestimmter Abgesandter der Geheimorganisationen

nur zu oft dienen. Ja, Ihr dürft noch weiter gehen, bis hin zu den Versammlungsstätten der frommen Vereine und Verbände, bei denen in christlicher Liebe für Negerkinder gesorgt wird und so nebenbei und unauffällig etwas Giftgas gegen Mitlebende verabreicht und Spionageberichte eingesammelt werden. Und nun erst gar die Brutstätten der „öffentlichen Meinung“, die fensterlosen Logenräume und die Ordensstätten der Jünger Jesu und all ihrer Verbände. Reicht das nicht aus? Nicht ganz, denn noch fehlt ja das Glück und der Schrecken aller Sklaven der öffentlichen Meinung, die Verleumdungstätten, die durch Drucker-schwärze ihre jüngsten Gerichte fällen. Ist es nicht furchtbar, zu wissen, in welchem Grade die Christenböller diesem ganzen schauerlichen System verfallen sind?

Zweifelt Ihr? So werft einen Blick in die Amtsstube. Der Beamte ist gerade dabei, sehr Erstaunliches, der Gemeinde Abträgliches anzuordnen und sieht wohl den befremdeten Blick des Unterbeamten. „Es bleibt dabei“, sagt er, wohl eingedenk, daß er der Weisung zu folgen hat, der Weisung jenes Menschen, den er am liebsten erwürgen möchte, dem er aber folgt und folgt, seit er im Amte ist, denn nicht auszudenken wäre es, wenn eine Fehlthat, die er vor Jahren beging, an die Öffentlichkeit dränge, gar zu einem Prozeß führte und er dem Hohn seiner ihn hassenden Gegner preisgegeben wäre. Ein Schauer fährt ihm über den Rücken. „Es bleibt dabei“, wiederholt er noch einmal, als der Beamte sein ernstes Bedenken ausspricht.

Und schaut dorthin, da ist ein stolzer Bauernsitz. Er erhielt sich auch, als das Dorf zum Städtchen wurde. Ehrungen, viel Ehrungen erfuhren die Besitzer! Wohlthätige Stiftungen machten sie alle, die Besitzer dieses Hofes, seit Geschlechterfolgen und gute Kirchengänger sind sie, denn - ihr

brausender, auflodernder Jähzorn macht es besonders leicht, sie in der Jugend in eine schlimme Tat zu verstricken. Das ist das Geheimnis ihrer Stiftungen und der Ehrungen. Der Geistliche weiß, daß hinter ihrer hoffärtigen Miene gar manchmal die Angst zittert, daß das Geheimnis ihrer Fehltat der öffentlichen Meinung anvertraut würde.

Außer dem Geistlichen weiß es nur noch eine kleine Gruppe, die aber schweigt voll Eifer. Denn sie weiß, wäre das Geheimnis nicht mehr ihr Geheimnis, so wäre der Bauer, der im Vorsitz so vieler wichtiger Verbände steht, nicht mehr ihre zuverlässige, folgsame Schachfigur. Das ist es ja, was die Giftgasnebel über christlichen Landen für viele so unsichtbar macht, daß absichtlich so oft das „Geheimnis“ erhalten bleibt!

Aber seht, selbst dort drüben, wo die Armut und Arbeitüberlastung so oft siegreich jede Gehässigkeit gegen die gleich Bedrückten überwinden hilft, selbst dort dringt zu allem Elend der Giftgasnebel hin. Die gleiche Arbeiterfrau, die noch vor einer Woche zu all ihrer eigenen Arbeitlast treuherzig die Kranke auf dem gleichen Flur pflegte, geifert gehässig zu einer Gruppe von Männern und Frauen über dieselbe Frau, der sie vor kurzem so selbstlos half! Was ist geschehen? Nun, es geht der Kranken heute besonders gut, sie bekam Hilfe von Reichen, bekam Kleider, die der Reib der notgeplagten Frau sind! Niemand befreite diese arme Christin von dem seelenzerfressenden Reide, niemand zeigte ihr, daß die üble Nachrede über Mitmenschen ein ebenso seelenmörderisches Verbrechen ist, wie die oberflächliche, christliche Bewertung der Taten selbst. Von Mitleid sprach man ihr viel, von dem Mitfreuen sprach man ihr kaum bei der christlichen Erziehung. Nie sagte man ihr, daß Mitfreude weit mehr Selbstgestaltung im Sinne der göttlichen

Wünsche voraussetzt, als Mitleid. Man verriet ihr auch nicht, daß die warmen Strahlen der Mitfreude gar wohl helfen können, das giftige Gewürm: Neid und Mißgunst, aus der Seele zu treiben. So ward sie, wie fast alle Christen, nur fähig zum Mitleid, blieb unfähig zur Mitfreude und birgt in ihrer Seele das fressende Gewürm: Neid und Mißgunst. Mit gutem Gewissen hat sie ausgekramt, was sie über die Beneidete weiß, und mit sattem Gewissen entrüsten sich ihre Hörer, und es ist zu wetten, daß in wenigen Tagen die Beschenkte bittere Tränen über Schmähworte der öffentlichen Meinung weint! Giftgasnebel für die Seelen noch zu aller Not und zu allem Elend, das sie tragen müssen.

Aber dort auf der Anhöhe, auf dem stolzen Edelfitz, dort wird man doch freier von der Angst vor der öffentlichen Meinung sein. Dringt auch dorthin das Giftgas? Ach, Ihr guten Deutschen, mehr als anderwärts drang es dorthin. Denn hier war es ja am allerwichtigsten, solange diese Menschen das Volk führten! Niemand ist so sehr der zitternde Sklave der „öffentlichen Meinung“ wie diese Armsten. Nichts ist diesen Christen übrig geblieben von der Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Die besteht für sie nur noch gegenüber den, wie sie meinen, „unter ihnen“ Stehenden, die nicht zur „guten Gesellschaft“ gehören. Die „gute Gesellschaft“ aber, die schwingt das Zepter, und so braucht Rom-Juda den Einzelnen nur anzudeuten, daß „die gute Gesellschaft“ etwas erfährt, dann beugen sich die Nacken auch dieser Menschen. Ihre Seele erstickt dann besonders schnell an solchem Giftgas, weil sie äußerlich einherschreiten, als seien sie Stolz und Freie!

Doch nun laßt uns schnell zum Troste zu einer der seltenen Familien hinblicken, die wir dem Giftgas gegenüber

„immun“ nannten. Da seht ihr stolze, freie und frohe Gesichter. Die Kinder dieses Hauses hatten durch seltsame Umstände sich schon frühzeitig zu der Immunität der Eltern verholfen, und zwar nicht allein durch das Vorbild. Ihre mit Mutterliebe und viel Ungeschicklichkeit geschaffene Kleidung war in all ihren Kinderjahren der Gegenstand des Spottes und Hohnes ihrer Schulkameraden. Da schlossen sie sich früh in stolzem Trotz von diesen Hühnern und Spöttern ab und lernten schon als Kinder die Weisheit, daß die „öffentliche Meinung“ nur für deren Sklaven irgendwelche Bedeutung hat. So waren sie alle Freie geblieben, wie ihre Eltern selbst. Noch kürzlich hatte man durch Giftgas diese Sippe zu „erledigen“ versucht. Der Sohn war mit gar viel Sorgfalt in der Fremde zur Triebentgleisung verlockt worden. Rom-Juda glaubte nun endlich den unabhängigen Vater der Familie in die Hand zu bekommen. Aber weit gefehlt! Weder Bedrohungen, noch Hosen zerrissen die Familie und bezwangen den Vater. Der Sohn aber war an der Scham über seinen Irrweg früh zum ernststen Manne gereift!

Wenige Schritte von diesem Haus der Freien ist ein unseliges Haus. Das letzte, das wir betrachten wollen. Das Schreien aufgeregter Stimmen dringt fast bis auf die Straße. Ein Ehepaar führt seinen häßlichen, erbitterten, ach so oft schon wiederholten Kampf. Eines der Kinder sucht vergeblich die Wütenden zu beschwichtigen, es wird aus dem Zimmer gewiesen. Dann folgt die fast zum Rehrreim gewordene schreckliche Zwiesprache, in der der Mann seinen festen Entschluß ausspricht, sich aus diesem schauerlichen und unwürdigen Dasein freizumachen, und die Frau ihm triumphierend zuschreit: „Tu's nur, dann mag das Gericht und die ganze Stadt erfahren, daß Du ...“ - Es

ist, als ob der Mann einen unsichtbaren Schlag erhalten hätte. Triumphierend lächelt die verkommene Christin, die die Erpressung mit dem besten Gewissen als Kampfmittel in der Ehe verwertet. Der Mann stürmt auf die Straße, eilt in die freie Natur und findet nicht die Kraft zur sittlichen Tat. Giftgasnebel hat ihn schon längst zu sehr zerstört, der Giftgasnebel aus den Fabriken Rom-Judas. Die höhnischen Blicke der Berufsgenossen, nein, es wäre unerträglich! Da begegnet er dem jungen Manne aus dem Hause freier Deutscher. „Ob ich einmal mit dem sprechen soll?“ So taucht es in dem Unglücklichen auf. Aber von diesem letzten guten Instinkt einer sterbenden Seele bis zur Tat ist ein weiter Weg, und so landet er am Abend bei den Freunden, die sich in rohen Scherzen über das Mißgeschick zerfallener Ehen „beim Glase“ trösten, und zwei Tage später ist der nächste Jank mit seiner Frau. — —

Arme verkommene Christenböcker! Schwer lastet Giftgasnebel über Euren Landen! Schafft Wandel, Ihr, die Ihr zur Deutschen Gotterkenntnis erwacht, erst in Euch selbst, dann zunächst in unserm Volk. Lehrt und lebt wieder Deutsche Sittlichkeit.

Sie verachtet das schändliche Verbrechen übler Nachrede über Mitmenschen. Sie verachtet das schändliche Verbrechen flacher Verurteilung auch all des Verhaltens, dessen Bewertung von den innerseelischen Umständen im Einzelfall abhängt, nach der Schablone Rom-Judas. Eine Deutsche Seele verachtet aber auch das menschenunwürdige Zittern vor der „öffentlichen Meinung“, ist unabhängig von ihr und ist sich selbst stets der strengste Richter aller Taten. Eben deshalb ist sie in jedem Jahre ihres Lebens den heiligen Höhen der Vollkommenheit näher. So weht der Gipselwind schon um ihre klare, freie Stirn, lange ehe noch das

Haupthaar so weiß ward, wie der ewige Schnee der Gipfel. Die Deutsche Seele verachtet aber vor allem auch die schauerlichen Erpressermethoden Rom-Judas und ihrer Geheimorden und verachtet endlich jene, die sich solcher Erpresserpeitsche je fügen.

Laßt diese Deutsche Sittlichkeit Deutscher Seelen als heilige Genesungskraft durch das zum Deutschtum erwachte Volk strahlen. Denn die „Immunität“ gegen die Giftgasnebel machte die Tyrannen, die Deutsche Geistesfreiheit knebelten und das Deutsche Volk enteigneten, ohnmächtig. Dann werden nach Jahrhunderte der Verjudung die Giftgasnebel über Deutschen Landen schwinden.

Die Schuld auf unbeugsamen Schultern

Leuchtender goldener Herbsttag ist und Feiertag drinnen und draußen, laßt uns zum Berghang gehen zu unserer Eiche am Waldestrand, die uns schon traut ist.

Um uns die Märchenschönheit der farbigen Wälder, vor uns die sanften Wiesenhänge und unten, gebettet in so viel Pracht, unser liebes, stilles Dorf. Um uns summt und schwirrt es, als sei es noch Hochsommer. Wissen sie alle nicht, daß das Sterben so nahe, oder wissen sie so schön und so ruhig zu sterben, all diese beseelten Wesen, die nicht wie wir beschwert sind vom Wissen des Vorher und Ergrübeln des Nachher? Muß es denn so sein, und war es wohl immer so, daß Menschen so anders sterben wie sie? Die einen in frecher Schamlosigkeit des Handelns, so gottfern und häßlich, wie sie lebten, und die anderen niedergedrückt von Schuldgefühl, zitternd vor Strafe und bitend um die Tröstungen der Gnadenlehren? - -

Seht, dort unten geht der Pfarrer durch die Dorfstraße. Er bringt dem Großbauern die Sterbetröstung. Wie sollte der wohl ohne sie Ruhe finden können? Ja, der stirbt anders als die Natur in ihrer schimmernden Schönheit und Ruhe! Jetzt wird er seine Sünden alle noch einmal an seiner sterbenden Seele vorüberziehen lassen und angst-durchheßt um Gnade und Vergebung bitten, dann sinkt er in die Kissen zurück, als ob ihm eine Zentnerlast von seiner Seele genommen, denn der Höllestrafe glaubt er sich jetzt entronnen.

Was ihm wohl alles in der Erinnerung an Schuld auftauchen mag! Hat er nicht einst seiner kränklichen Frau so hart zugefegt mit Unmut und Ungeduld, daß sie sich ihr Leid zum Vorwurf machte, sich immer wieder hinschleppte zum Herd, statt sich zu schonen, und dem Leiden erlag? Hat er nicht noch kurz vor ihrem Tode rauh und hart zu ihr gesprochen? — Eine ernste Fehltat, eine quälende Schuld! Kann diese Tat je ausgetilgt werden, darf er sich die Last der Schuld, also die Folge seiner Tat für ihn selbst, von den Schultern nehmen lassen, da doch die Folge seiner Tat für die Frau nie wieder ausgelöscht werden kann? Und noch ein anderes, hätte er, wenn er damals der reife Mensch der späteren Lebensjahre gewesen wäre, ebenso gehandelt? Hat nicht gerade der Tod der Frau ihn selbst erst aufgerüttelt aus seiner selbstischen Roheit? Wie sollte er die Fehltat, die unauslöschliche, die die arme Frau gefährdet hatte, sich von seinen Schultern nehmen lassen wollen, da sie doch so tief innerlich mit ihm und seinem Schicksal verwoben ist?

Noch an gar manche andere Schuld erinnert sich der Großbauer da drunten im Sterbezimmer. Wohl auch an eine Fehltat, die sein Geheimnis blieb vor den Menschen. Vielleicht hat auch er, wie so viele andere, Jahre hindurch gezittert, daß die Menschen von dieser Tat erführen. Vielleicht hat auch er sich, wie so viele andere, vor dem Gesindel geduckt, das in Deutschen Gauen um Deutsche Häuser schleicht, um an den geheimen Fehltaten jedes einzelnen hinaufzuklettern zu Macht und Besitz. Vielleicht hat auch er den Drohenden ein Recht auf sich eingeräumt, hat eine Charakteruntreue nach der anderen begangen, damit nur ja das eine erreicht werde: das Schweigen vor den Menschen, vor den entdeutschen Menschen, die sich vom Ge-

sindel Fehltaten anderer verraten lassen und dann gehässig aburtheilen, statt sich gründlich vor sich selbst zu schämen!

Ob ihm wohl in der Todesstunde diese feige undeutsche Fahnenflucht vor seinem Tun nicht als schlimme Schuld vor Augen steht? Wohl schwerlich, denn von solcher Schuld spricht seine Lehre nicht viel, vor solcher Erbärmlichkeit schließt sie die Augen. Sie empört sich statt dessen lieber über die Taten der Unreife und gibt dann für Neue Vergebung.

Sagt mir doch, was die selbstische Neue des Großbauern soll, der an Strafen nach dem Tode glaubt und durch die Selbstverständlichkeit aufrichtiger Neue ihnen zu entrinnen hofft! Warum erhielt er sich nicht so viel Deutschen rechtlichen Sinn, um sich zu sagen: die anderen mußten doch die Folgen meiner Fehltaten auskosten, wie darf ich mich selbst da den Folgen meiner eigenen Taten entziehen wollen?

Wie oft hat dieser Sterbende des Sonntags durch Gebet oder Sakrament sich die Last seiner Taten von den Schultern gewälzt. Ob er wohl die nächste der unauslöschlichen Fehltaten so leicht begangen hätte, wenn das Gewicht noch voll auf seinen Schultern geblieben wäre? Ein heiliges, ernstes Erinnern, ein Antrieb zum Aufstieg ist dies Gewicht und das Wissen der Unauslöschlichkeit aller Worte und Taten. Ist nicht all dies Abwälzen und seine Angst im Leben vor dem Urtheil der Menschen, ist nicht seine Angst im Sterben vor der Strafe seines Gottes, ist nicht seine Freude an Gnade undeutsch? - - -

Glaubt mir, es war nicht immer so, und muß auch nicht immer so bleiben, daß Deutsche so leben und Deutsche so sterben. Der Deutsche will nichts wissen vom Verzeihen und Gnade für unauslöschlich Geschehenes, weil er nichts wif-

sen will von Unrecht. Der Deutsche will aber auch nichts wissen von ewigen Höllestrafen eines Gottes, der Menschen unvollkommen schuf, um sie für alle Ewigkeit für Taten zu verdammen, die sie in ihrer Unvollkommenheit vollbrachten und aus Unvollkommenheit nicht bereuen. Noch weniger aber kennt er jene Feigheit vor dem Urteil der Menschen, die den eigenen Fehlthaten davonlaufen möchte.

Aufrecht und redlich, ernst und bewußt aller Schuld, furchtsfrei und ruhig, steht er im Leben und in der feierlichen Stunde seines Todes bei seinen Taten, den unguten wie den guten, denn sein Blut sprach zu ihm das stolze und ernste Erkennen:

So trage auf starken, göttlich unbeugsamen Schultern
Der Verantwortung stolze, doch schwere Bürde,
Für all deine Worte und all dein Tun
Und in jeder Stunde des Lebens
Schreite mit dir als ernster Gefährte das Wissen,
Daß nichts das gesprochene Wort,
Die schon vollendete Tat
Je wieder tilgen könnte,
Weder Verzeihen, Vergeben, Vergessen noch Reue,
Noch liebeiches, göttliches Handeln!
Dann wägest im Leid und im Glück,
Im Haß und im Zorn du die Worte und Taten...

(Triumph des Unsterblichkeitwillens.)

So spricht die unserem Blute eingeborene Gotterkenntnis, die unserem Charakter Selbstschöpfung ermöglicht. Das allein ist der ernste Weg, den der aufrechte, stolze und verantwortungsbewußte Deutsche zu Gott schreiten kann. Geht er den fremden Weg, so wird sein Stolz und seine Kraft gebrochen, und sein Alter findet ihn so gottfern, wie seine Jahre der Unreife. Nur unsere Weise des Gutseins und

der Selbstschöpfung entfacht in unserem Blute die starke Gottkraft, daß wir Unreife und Unvollkommenheit der Jugend überwinden und unser Lebensweg ein Aufstieg zur Gottnähe ist. Dann freilich ist auch unser Tod, das ewige Entschlummern unseres Bewußtseins, so feierlich, so schön, so gotterfüllt und so friedvoll, wie das Sterben der sonnen- durchleuchteten Herbstpracht rings um uns. - Seht, die Sonne scheidet, der Tag erlischt, wie einst auch euer Leben!

Warum blickt ihr so ruhig und froh in dieses Sterben des Tages?

Ist es nur, weil ich euch die Höllenfurcht nahm? -

Habe ich euch nicht an die Unauslöschlichkeit all eurer Worte und Taten gemahnt, und legte ich nicht fest das ganze Gewicht eurer Schuld auf eure starken Schultern? Und dennoch seid ihr so ruhig und froh? Tief atmet eure Seele auf! Das Bild des verantwortungstolzen Lebens und des furchtfreien, aufrechten, schönen Sterbens ließ euch heimkehren zu euch selbst, und nun seid ihr friedreich!

Gesamtübersicht der philosophischen Werke Frau Dr. Mathilde Ludendorffs

Triumpf des Unsterblichkeitswillens

416 Seiten, 39.—43. Tausend, 1940, Ganzleinen 5.— RM; ungeheftete
Volksausgabe kartoniert 2.50 RM

Der Seele Ursprung und Wesen

1. Teil: Schöpfungsgeschichte (Gesamtwerk)

Dichterische Fassung und Prosa-Teil / 186 Seiten und 12 Bildtafeln,
16.—18. Tausend, 1939, Ganzleinen 8.— RM

2. Teil: Des Menschen Seele

256 Seiten, 10.—12. Tausend, 1937, kartoniert 5.—, Ganzleinen 6.— RM

3. Teil: Selbstschöpfung

216 Seiten, 8.—9. Tausend, 1937, Ganzleinen 6.— RM

Der Seele Wirken und Gestalten

1. Teil: Des Kindes Seele und der Eltern Amt

Eine Philosophie der Erziehung / 396 Seiten, 19. und 20. Tausend, 1939,
Ganzleinen 6.— RM; Verzeichnis der Stichwörter und Zitate hierzu, 40
Seiten, geheftet —.60 RM

2. Teil: Die Volksseele und ihre Machtgestalter

Eine Philosophie der Geschichte / 474 Seiten, 9.—12. Tausend, 1936,
Ganzleinen 7.— RM; ausführliches Stichwortverzeichnis hierzu, 32 Seiten,
geheftet —.60 RM

3. Teil: Das Gottlied der Völker

Eine Philosophie der Kulturen / 392 S., 7.—9. Tsd., 1939, Ganzl. 7.50 RM

In beziehen durch den gesamten Buchhandel, die
Ludendorff-Buchhandlungen und Buchvertreter

Ludendorffs Verlag GmbH. / München 19

Die vorliegende Abhandlung erweckt in dem denkenden Leser den Wunsch, sich in die philosophischen Werke selbst zu vertiefen. Vor allem wird er den Inhalt des grundlegenden ersten Werkes kennenlernen wollen. Dieses heißt:

Triumph des Unsterblichkeitswillens

416 Seiten mit zweifarbigen Schattumschlag, 89.—43. Tsd., 1940, Ganzleinen 5.—, ungekürzte Volksausgabe 2.50 RM

Mathilde Ludendorffs erstes philosophisches Werk „Triumph des Unsterblichkeitswillens“ ist nichts Geringeres als der Jahrhundertlang von allen tiefen Philosophen ersehnte Einklang des philosophischen und des naturwissenschaftlichen Erkennens, beides zum einheitlichen Weltbilde geschossen in schöpferischer Schan, in klar bewußtem Gatterleben. Das Werk hat die Verfasserin in zweifacher Form — in gebundener Rede („Wie die Seele es erlebte“) und in freier Rede („Wie die Vernunft es sah“) — veröffentlicht. Sie geht daan aus, daß die religiösen Vorstellungen der Vergangenheit entscheidend beeinflußt sind durch die in jedem Menschen lebende Unsterblichkeitsehnst, die sich mit der Tatsache des körperlichen Todes unseiner zusehen aersucht. Der Mensch schuf sich im religiösen Mythos den Trost des Glaubens an ein ewiges persönliches Fortleben nach dem Tode, ohne sich dessen bewußt zu werden, daß ein endloses Daseinsmuß als bewußtes Einzelwesen keine Erlösung, sondern eher eine Folter bedeuten würde. Nachdem die Wissenschaft die Bindung des Ich-Bewußtseins an lebendige Hirnzellen erkennt und den Mythos von der körperlosen unsterblichen Seele zerstückt hat, brachte der Darwinismus als neuen Trost für das persönliche Todesmuß die Lehre von der Unsterblichkeit der Gattung. Aber auch dieser Erfolg aermag die Ehnst des einzelnen Menschen nicht zu stillen, weil sie im Erdeninneren der Seele unlöslich aerrankert ist. Und das ist nun das Ergreifende an dem Werke Mathilde Ludendorffs, daß sie dem Menschen mit einer nach nicht erlebten Klarheit den Weg zu einer Vergeistigung seines Unsterblichkeitswillens zeigt, die zugleich seine Erlösung und seine Erfüllung bedeutet.

Ludendorffs Verlag GmbH. / München 19

Das letzte Werk des Feldherrn:

„Mathilde Ludendorff, ihr Werk und Wirken“

Herausgegeben von General Ludendorff, geschrieben von ihm
und anderen Mitarbeitern / Mit 40 Federzeichnungen,
344 Seiten, Ganzleinen 7.—, Ganzleder 18.— RM

Das letzte Werk des Feldherrn ist Frau Dr. Mathilde Ludendorff gewidmet, die in ihrer einzigartigen Dennkraft und aus überwältigter Schan die Deutsche Gotterkenntnis schuf, die den Menschen den Sinn des Lebens und den Völkern den Sinn ihres Seins als Rassepersönlichkeit zeigt und ihre Zukunft gestaltet. „Es war nicht leicht,“ schreibt der Feldherr in einem Geleitwort in der Halbmonatschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“, „das reiche, tiefe Gemütsleben Mathilde Ludendorffs in Wortgestaltung wiederzugeben, zumal sie ja selbst bereits in zwei Bänden ‚Kindheit‘ und ‚Durch Forschen und Schicksal zum Sinn des Lebens‘ einen Teil ihres Lebensganges geschildert und den dritten Band ‚Erfüllung in Schaffen und Leben‘ bereits fertiggestellt hat. In dem jetzt von mir herausgegebenen Werke haben Schweiksen, Kinder und ich das Leben Mathilde Ludendorffs von einer ganz anderen Schan betrachtet, als sie es tat. Auch hier steht sie in edelster Lebenswürme als Kind und Schwester, als Mutter und zudem als meine Gattin vor uns, wie sie das Leben der Sippe oersöhnt, wie sie den Kindern Mutter und Wegweiserin, mir Lebensgefährtin ist, uns immer wieder auf allen Gebieten aus dem Reichtum ihrer Seele beglückt und mir im besonderen auch Kampfgefährtin ist, die neben mir in vorderster Linie stehend, mit weisem Ratsschlag das Freiheitringen fördert und es zur größten weltanschaulichen Revolution erweitert, die die Weltgeschichte kennt.“ — Diese Worte kennzeichnen den Wert des Buches. Zahlreiche Angehörige und nahegehende Mitarbeiter würdigen in besonderen Aufzügen das Leben und Schaffen dieser oordnlichen Deutschen Frau als Arzt, als Vorkämpferin für ihr Geschlecht, als Kämpfer gegen die Volksfeinde, die überstaatlichen Mächte, und als Schöpferin der „Deutschen Gotterkenntnis“, der ja erst im Jahre 1937 die staatliche Gleichberechtigung mit den bestehenden Konfessionen zuteil wurde

Ludendorffs Verlag GmbH. / München 19

Die „Blaue Reihe“

umfaßt Abhandlungen von Dr. Mathilde Ludendorff,
die in allgemein verständlicher Form einzelne Gebiete der Deut-
schen Gotteskenntnis behandeln

Band 1: Deutscher Gottglaube

80 Seiten, 46.—50. Tausend, 1938, kartoniert 1.50, Ganzleinen 2.— RM

Band 2: Aus der Gotteskenntnis meiner Werke

144 Seiten, 27.—31. Tausend, 1937, kartoniert 1.50, Ganzleinen 2.50 RM

Band 3: Sippenfeiern — Sippenleben

96 Seiten, 11.—13. Tausend, 1939, kartoniert 1.50, Ganzleinen 2.50 RM

Band 4: Für Feierstunden

128 Seiten, 1937, kartoniert 1.50 RM, Ganzleinen 2.50 RM

Band 5: Wahn und seine Wirkung

100 Seiten, 1938, kartoniert 1.50 RM, Ganzleinen 2.50 RM

Band 6: Von Wahrheit und Irrtum

104 Seiten, 1938, kartoniert 1. 05RM, Ganzleinen 2.50 RM

Band 7: Und Du, liebe Jugend!

104 Seiten, 6.—8. Tausend, 1959, kartoniert 1.50, Ganzleinen 2.50 RM

Band 8: Auf Wegen zur Erkenntnis

112 Seiten, 1940, kart. 1.50 RM

In beziehen durch den gesamten Buchhandel, die
Ludendorff-Buchhandlungen und Buchvertreter

Ludendorffs Verlag GmbH. / München 19

